Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung.

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt" und einer wöchentlichen Unterhaltungsbeilage.

Der „Lübecker Volksbote" erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2.00 Mark, monatlich 70 Pfennig. — Postzeitungsliste Nr. 4069 a, sechster Nachtrag.

Redaktion u. Geschäftsstelle: Johannisstraße Nr. 46.

Fernsprecher: Nr. 926.

Die Anzeigengebühr beträgt für die viergespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 30 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 150. Montag, den 1. Juli 1907. 14. Jahrg.

Hierzu eine Beilage.

Neue Steuern.

saz. Wenn der Reichstag am 19. November dieses Jahres wieder zusammentritt, wird er mit neuen Steuergesetzen beschäftigt werden. Die Finanznot des Reiches erheischt gebieterisch Abhilfe. Das lächerliche und volksfeindliche Werk der letzten sogenannten Finanzreform, die uns neue Verkehrs- und Verzehrssteuern brachte, hat sich, wie wir von Anfang an voraussagten, als völlig ungenügend erwiesen. Die Ursache der Nöte des Reiches liegt in der sinnlosen Verschwendung der Steuergroschen bei kolonialen Abenteuern. Weder reicht die materielle Leistungsfähigkeit unseres Volkes, noch die formelle Ausgestaltung unseres Reichssteuersystems hin, um derartige Vergeudungen ohne schweren Schaden bleiben zu lassen. Die Hauptquellen der Reichseinnahmen sind die Zölle und die Verbrauchsabgaben von notwendigen Lebensmitteln. Beide Arten von Einnahmen treffen vornehmlich die ärmeren Schichten der Bevölkerung, beanspruchen überdies ihre Leistungsfähigkeit in einem viel höheren Maße, als die Steuersumme selbst ausmacht. Unsere Brotesser bezahlen nicht nur den Wucherzoll für das vom Ausland eingeführte Getreide, sondern werden durch diesen Zoll auch den inländischen Getreideproduzenten tributpflichtig, denen sie Milliarden zu entrichten haben. Eine Steigerung der Einnahmen aus Zöllen und indirekten Steuern über das Maß dessen hinaus, was durch die natürliche Volksvermehrung bedingt ist, kann um so weniger angenommen werden, je mehr die Lebenshaltung der Masse verteuert, also ihr Konsum beschränkt wird. Der Zweck der Schutzzollgesetzgebung ist ja auch nicht in erster Linie eine Füllung der Reichskasse, sondern eine Abschnürung des heimischen Marktes gegen billigere Produkte des Auslandes. Der ideale Schutzzoll ist der, der keinen Pfennig Ertrag in die Reichskasse liefert, weil er das Eindringen auch des letzten Stückes ausländischen Rohstoffes oder ausländischer Ware verhindert. Unter diesen Umständen müßte es die erste Aufgabe der Reichsfinanzverwaltung sein, auf die Unmöglichkeit einer Einnahmesteigerung — so lange eben das bisherige System beibehalten wird — hinzuweisen und jede unnütze, verschwenderische Ausgabe hintenan zu halten. Daß der jetzige Leiter des Reichsfinanzwesens, der Schatzsekretär v. Stengel, diese Aufgabe nicht gelöst, ja nicht einmal in Angriff genommen hat, ist allgemein bekannt; er ist eine durchaus subalterne Natur, die gar nicht daran denkt, der zerfahrenen, faseligen Weltpolitik Schwierigkeiten zu bereiten, sondern nur das eine Ziel verfolgt, aus dem Volke die zu verschwendenden Millionen herauszupressen, ohne den Besitzenden wehe zu tun.

Bevor die Reichserbschaftssteuer und die Tantiemensteuer eingeführt wurden, besaßen wir keinerlei direkte Steuern im Reiche, sondern dafür nur das Surrogat der Matrikularbeiträge, das heißt von Beiträgen, die die Einzelstaaten aus ihren Hauptkassen je nach der Zahl ihrer Einwohner an das Reich abzuführen hatten, um dieses vor einem Fehlbetrage zu bewahren. Die Matrikularbeiträge stammen wenigstens zum Teil aus direkten Steuern und konnten in früherer Zeit die Vertreter der besitzenden Volksklassen in den Parlamenten der Einzelstaaten veranlassen, einer allzu üppigen Ausgabepolitik im Reiche sanfte Opposition zu machen, weil mit den wachsenden Matrikularbeiträgen auch die Gefahr wachsender direkter Steuern in den Einzelstaaten verknüpft war. Jetzt ist das anders geworden. Denn nach der ersten Finanzreform des jetzigen Schatzsekretärs brauchen die Einzelstaaten nur einen Betrag von 24 Millionen Mark jährlich an Matrikularbeiträgen bar in die Reichskasse einzuzahlen, während ihnen etwa überschüssige Beiträge einstweilen gestundet werden. Wurde diese Maßnahme mit dem Hinweis darauf begründet, daß die Einzelstaaten keine geordnete Finanzpolitik treiben könnten, so lange sie mit jährlich schwankenden, im ganzen aber ansteigenden Zahlungsverpflichtungen an das Reich zu rechnen hatten, so liegt doch der Nachteil dieses Gesetzes, wie seinerzeit von den Sozialdemokraten und auch noch von dem nicht verblockten Eugen Richter nachgewiesen wurde, wesentlich darin, daß das Interesse der wohlhabenden Kreise des Volkes an einer sparsamen Ausgabenwirtschaft des Reiches herabgemindert wird.

Die Schulden der Einzelstaaten an die Reichskasse haben inzwischen eine Höhe von über 100 Millionen Mark erreicht. Bei der trostlosen Ebbe in den Kassen der meisten Kleinstaaten, aber auch mittlerer Staaten, läßt sich nicht voraussehen, wann diese Schulden einmal abgetragen werden sollen. Würde die Gesetzgebungskörperschaft des Reiches heute auf eine sofortige Zahlung bestehen, könnten sämtliche deutschen Staaten mit Ausnahme von Preußen einfach ihren Bankerott ansagen. Im übrigen ist es natürlich ein durch garnichts zu rechtfertigender Zustand, daß das selbst in der Finanzklemme steckende Reich erhebliche Beträge, auf die es Anspruch hat, den Einzelstaaten jahrelang kreditiert. Hier muß einmal Ordnung geschafft werden.

In bürgerlichen Blättern wird jetzt viel darüber hin und her gestritten, wie denn eigentlich die neuen Steuerpläne gestaltet werden sollen. Eine Notiz, die sich einen offiziösen Anstrich gab, lautete dahin, daß neben einer Erhöhung der Biersteuer und der Zigarettensteuer wesentlich die Tabaksteuer in Frage komme. Aber auch sie reichen natürlich, wenn man sie auch noch so hoch ansetzen würde, nicht aus, um den auf 250 Millionen Mark geschätzten Mehrbedarf des Reiches zu decken. Es werde deshalb nichts übrig bleiben, als auch noch andere Steuerquellen zu erbohren. Unsere Stellung zu diesen mehr oder weniger klar herausgearbeiteten Plänen ist gegeben. Wir werden uns einer Erhöhung der indirekten Steuern, auf welchem Gebiete immer sie geplant sein mag, im Interesse der großen Masse des Volkes auf das entschiedenste widersetzen und alles versuchen, um auf einem Wege der direkten Besteuerung des Einkommens, der Vermögen und der Erbschaften auch die wohlhabenden Schichten des Volkes zu den Lasten des Reiches entsprechend heranzuziehen. Wenn dabei die „patriotische Gesinnung" bürgerlicher Kreise in Gefahr kommen sollte, so soll uns das wenig schrecken. Wir wissen ja ohnedies, daß bei unserer Bourgeoisie die Gemütlichkeit aufhört, wenn es ihr an den Geldbeutel geht.

Wichtig ist vor allen Dingen dieses eine: Der Anfang der Steuerreform bedeutet das Ende der Bülowschen Parteipaarung. Die Gegensätze zwischen der bürgerlichen Linken auf der einen Seite und dem Zentrum und den Konservativen auf der anderen Seite sind hierbei so schroff, daß sie nicht überbrückt werden können. Das zeigte sich ja schon im ersten Tagungsabschnitt des neugewählten Reichstages, als es sich darum handelte, eine winzige Reform an der Branntweinbesteuerung vorzunehmen. Da stand der Freisinn neben der Sozialdemokratie in schroffster Opposition gegen alles, was agrarisch im Reichstage ist. An der harten Tatsache der Finanznot wird der Schwindel der Blockpolitik elend zugrunde gehen.

Als der Diäten-Reichstag es eilig hatte!

Der bekannte Reichstagsabgeordnete H. v. Gerlach schreibt in der „Frankf. Ztg.":

„Bei dem großen Aufräumen am letzten Sitzungstage des Reichstages sind auch etwa 30 Wahlprüfungen sozusagen im Ramsch erledigt worden. Wollte man daraus folgern, der Reichstag habe sämtlichen Berichten der Wahlprüfungskommission vollinhaltlich zugestimmt, so ergäbe das sehr bedenkliche Konsequenzen. In den Berichten über die Wahl der Abgeordneten Sommer (Naumburg-Zeitz) und Fürst Hatzfeldt (Breslau-Ost) findet sich nämlich ein Grundsatz festgelegt, dessen Aufrechterhaltung für die oppositionellen Parteien von verhängnisvoller Wirkung wäre.

Von den in dem sozialdemokratischen Protest gegen die Wahl Sommers angeführten Punkten hat die Kommission nachstehende für erheblich erachtet:

1. In den Dörfern Döbris und Unterpreislau sollen die Gemeindediener im Auftrage der Amts- und Ortsvorsteher Flugschriften und Stimmzettel für Sommer verbreitet haben.

2. In dem Dorfe Goldschan soll der Rittergutsbesitzer Wilke seinen Arbeitern gesagt haben, wer Sommer wähle, könne ein Glas Bier trinken und eine Zigarre rauchen, und wenn keine Stimme für den Sozialdemokraten da sei, gebe er ein Hektoliter Bier zum Besten.

3. In Possenhain sollen die amtlichen Kuverts vor dem Wahllokal verteilt worden sein und auf jedem Kuvert soll ein Stimmzettel für Sommer gelegen haben.

4. In Waldau und in Reuditz sollen Stimmzettel für Sommer im Wahllokal ausgelegen haben.

In den beiden ersten Fällen liegt amtliche Wahlbeeinflussung, in den Fällen 3 und 4 liegen Verstöße gegen bindende Vorschriften des Wahlreglements vor. Sämtliche Unregelmäßigkeiten haben sich ausschließlich gegen den sozialdemokratischen Kandidaten gekehrt. Trotzdem erklärt die Wahlprüfungskommission, die weitestgehende Konsequenz dieser Unregelmäßigkeiten sei: Kassation der gesamten Wahlakte.

Damit begeht sie ein offensichtliches Unrecht gegenüber dem sozialdemokratischen Kandidaten. Sie erklärt sämtliche in den genannten Ortschaften abgegebenen Stimmen für ungültig. Aber warum sollen die für den Sozialdemokraten Thiele abgegebenen Stimmen ungültig sein, wenn die Amtsvorsteher unzulässige Agitation für Sommer getrieben haben, wenn ein Rittergutsbesitzer einen Stimmenkauf für Sommer unternommen hat, wenn die Wahlvorsteher das Wahlreglement im Interesse Sommers verletzt haben? Die einfache Logik gebietet doch, in allen jenen Orten nur die für Sommer abgegebenen Stimmen zu kassieren, wenn man nicht den noch weiter gehenden Standpunkt einnehmen will, daß die Sommerschen Stimmen Sommer abzuziehen und Thiele zuzurechnen seien. So ist die Wahlprüfungskommission früher oft verfahren. Und das von Rechts wegen.

Im Falle Sommer hat das Verfahren der Wahlprüfungskommission tatsächlich nichts geschadet, weil auch bei der richtigen Folgerung aus den behaupteten Unregelmäßigkeiten Sommer die Mehrheit verblieben wäre. Dagegen ist die Wahl des Fürsten Hatzfeldt infolge der falschen Theorie der Kommission zu Unrecht für gültig erklärt worden. In nicht weniger als 23 im Wahlprotest genau bezeichneten Wahlbezirken von Breslau-Ost soll insofern ein Verstoß gegen § 13 des Wahlreglements vorgekommen sein, als dort in den Wahllokalen Hatzfeldtsche Stimmzettel auslagen und verausgabt wurden. Die Wahlprüfungskommission erklärte diesen Punkt für erheblich und meinte, er müsse, wenn bewiesen, zur Kassation der 23 Wahlakte führen. Infolgedessen seien dem Fürsten Hatzfeldt 7230 Stimmen, dem Sozialdemokraten Tutzauer 6072 Stimmen abzuziehen. Also derselbe Fehlschuß wie im Fall Sommer! Logisch wäre es natürlich, nur die 7230 Hatzfeldtschen Stimmen von der Gesamtziffer Hatzfeldts abzuziehen, die sozialdemokratischen Stimmen dagegen unverändert zu lassen, wenn nicht gar ihr jene 7230 zuzurechnen. Von 22 169 Stimmen wäre Fürst Hatzfeldt damit auf 14 939 gesunken, während Tutzauer mindestens seine 16591 geblieben wären. Die Kommission hätte also die Wahl des Fürsten Hatzfeld beanstanden müssen, um über die Wahrheit der Protestbehauptung Beweis zu erheben.

Die Konsequenz des Standpunktes der Wahlprüfungskommission ist geradezu ungeheuerlich. Im Wahlbezirk 13 sind 186 Stimmen für Hatzfeldt abgegeben worden, 360 für Tutzauer, im Wahlbezirk 26 197 für Hatzfeld, 297 für Tutzauer, und so ähnlich in einer ganzen Reihe von Bezirken. Die Kassation der Wahlakte hätte in allen diesen Bezirken die Wirkung, daß die amtliche Unregelmäßigkeit zu Gunsten Hatzfeldts zur Kassierung von weit mehr Stimmen für Tutzauer als für Hatzfeldt führte. Jeder wenig skrupelhafte Wahlvorsteher hätte es also in Zukunft in der Hand, in Wahlbezirken, die der Sozialdemokratie oder dem Freisinn günstig sind, die oppositionellen Mehrheiten dadurch zu annullieren, daß er die Auslegung von konservativen Stimmzetteln im Wahllokale duldete.

Für das Wahlprüfungsverfahren darf es nur eine Richtschnur geben: jede Unregelmäßigkeit zu Gunsten eines Kandidaten wird auf seine Debetseite geschrieben, kann aber niemals zum Stimmenverlust für seine Konkurrenten führen. Jede andere Praxis ist das Gegenteil von Logik und Gerechtigkeit.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Bestätigung sozialdemokratischer Feststellungen über Südwestafrika. Im Kriegerverein Windhoek, der am 12. Mai eine Begrüßungsfeier für die aus dem Süden der Kolonie heimkehrende Schutztruppe veranstaltete, hielt der Kommandeur der Truppen, Oberstleutnant v. Estorff eine Ansprache, in der u. a. folgende bemerkenswerte Kritik des Verhaltens der Weißen vor dem Aufstande gab:

> Viele waren der Meinung, das Land sei nur dazu da, um sie möglichst rasch reich zu machen, und was dem entgegenstände, Eingeborene oder Weiße, müsse rücksichtslos beiseite gedrängt werden. Wenn dieser Geist der schrankenlosen Selbstsucht wieder alle anderen Rücksichten verdrängt und zur Herrschaft kommt, so werden schlimmere Rückschläge und Heimsuchungen über uns kommen, als dieser Aufstand uns brachte. Wenn wir aber seine furchtbar ernste Lehre beherzigen, so werden wir vorwärts kommen. Dann werden sich uns noch Aussichten eröffnen, die jetzt kaum geahnt werden.

Da haben wir aus dem Munde des Oberstkommandierenden die runde und nette Bestätigung, daß die Profitsucht weißer Eindringlinge die Schwarzen zu ihrem Verzweiflungskampf trieb. Es ist denn auch gelungen, sie niederzutreten, wie die weitere Meldung bestätigt:

> Die Einziehung des Stammvermögens der Hottentotten hat das Gouvernement von Deutsch-Südwestafrika durch Bekanntmachung vom 8. Mai verfügt. Die Verordnung trifft das gesamte bewegliche und unbewegliche Vermögen der Witboi-, Bethanier-, Franzmann- und Feldschuhträger-Hottentotten, sowie der Roten Nation von Hoachanas und der Bondelzwart-

sowie der Zwartnodder-Hottentotten. Hinsichtlich der Bondelzwart-Hottentotten bleiben jedoch von der Einziehung ausgenommen diejenigen Sachen und Rechte, welche denselben durch das Unterwerfungsabkommen vom 28. Dezember 1906 und, soweit die Stürmannsleute in Betracht kommen, durch das Unterwerfungsabkommen vom 21. November 1906 zugesichert sind.

Als die Römer germanisches „bewegliches und unbewegliches Eigentum“ nach mörderischen Kriegen „eingezogen“, nannte man das Diebstahl und Raub. Jetzt ist es natürlich ein Akt der Gerechtigkeit; denn wir sind ja Christen und keine Heiden mehr, wir machen alles unter gesetzlicher Sanktion.

Polizeiliches Verlegenheitsgestammel. Über die Blamage, die sie bei dem Überfall der russischen Lesehallen sich selbst bereitet hat, ist die politische Polizei tief betrübt und sucht, um den Ruf ihrer Unentbehrlichkeit zu wahren, zu retten, was zu retten ist. Deshalb ist folgende Notiz in die Sorte Presse lanciert worden, die stolz darauf ist, eine allezeit gefällige Dirne der Polizei zu sein:

„Das Resultat der polizeilichen Untersuchungen ist die bevorstehende Ausweisung von sieben russischen Vertrauensleuten beiderlei Geschlechts. Auch ist beantragt worden, daß diejenigen russischen Studenten, die einer dieser Lesehallen als Mitglied angehören, von der Universität relegiert werden. Gegen die schon seit zwei Monaten in Untersuchungshaft befindlichen Russen Karfunkelstein, alias Werner Daja und Weidt ist jetzt ein Verfahren wegen Organisation einer Geheimgruppe russischer Anarchisten in Deutschland eröffnet worden. Es steht fest, daß Karfunkelstein, der als Vertreter der russischen Anarchisten dem Anarchistenkongreß in Mannheim beiwohnte, von dem stud. techn. Naum Thisch in Köthen die Papiere der dortigen Geheimgruppe übernommen hatte, als Thisch in Ferien ging. Diese Papiere wurden bei Weidt in der Redaktion des „Anarchist“ deponiert, wo sie von Beamten der Polizei beschlagnahmt worden sind. Bei der körperlichen Untersuchung Karfunkelsteins fand man im Futter der Pelzmütze Empfehlungsschreiben aller revolutionären Komitees, in denen er als einer der tüchtigsten Agitatoren den „Brüdern“ empfohlen wird. — Von einer Schließung der Lesehallen ist vorläufig Abstand genommen worden.“

Das sieht nach viel aus und ist in Wirklichkeit nichts. In dem amtlichen Bericht über die Ausweisung der Frau Strasser hieß es: Die Staatsanwaltschaft fand keinen Anlaß, gegen Frau Strasser einzuschreiten: deshalb wurde sie ausgewiesen. Genau so wird der Fall hier liegen. Das „Resultat der polizeilichen Untersuchungen“ war eben eine runde Null — deshalb Ausweisung! Anträge auf Relegation von Studenten zu stellen, ist ein so billiges Vergnügen, daß man es auch der politischen Polizei neidlos überlassen kann. Eine andre Frage ist, ob diesen Anträgen willfahrt wird. Was schließlich über die Tätigkeit Karfunkelsteins gesagt wird, ist eine bloße Behauptung ohne Unterlage. Die Gerichtsverhandlung allein kann ein Bild ergeben, und zwar wird es wohl ähnlich aussehen, wie bei dem russischen Gärtnergehilfen, der vor sechs Wochen bei der Razzia in den Lesehallen ins Gefängnis geschleppt worden war, in Untersuchungshaft gehalten wurde und schließlich zu — 20 Mk. Geldstrafe verurteilt wurde. Denn es müßte zur Abwechslung mit rechten Dingen zugehen, wenn einmal eine mit Pauken und Drommeten eingeleitete „hochpolitische“ Aktion der politischen Polizei nicht in eine Riesenblamage verebbte.

Bescheidener Wunsch. Es ist merkwürdig, zu welcher Bescheidenheit die Liberalen schon gekommen sind. Nachdem sie als Troßbuben der Konservativen das große Niederreiten mitgemacht, nachdem ihnen der Kanzler die Wonnen der „Paarung“ in glühenden Farben ausgemalt, hing ihnen der Himmel voller Geigen. Nun mußte doch endlich die „liberale Ära“ kommen, auf die sie gehofft und geharrt hatten, deretwegen sie sich geduldig narren ließen. Einige Monate sind ins Land gegangen, und die Hoffnungsblüten sind schon geknickt. Aber eine Forderung stellen sie und treten mit jener schönen Kühnheit, die liberalen Mannesseelenmännern ziemt, dafür ein: Der neue preußische Kultusminister Holle soll den Studtschen Bremserlaß aufheben! Darauf reduzieren die Liberalen jetzt schon ihre Ansprüche. Es ist zum Lachen oder zum Heulen, je nachdem! Ein preußischer Minister nimmt sich das Recht heraus, den Gemeinden zu verbieten, aus eigenen Mitteln die Hungerlöhne der Lehrer aufzubessern. Zufälligerweise tritt ein Ministerwechsel ein. Und nun raffen sich die Liberalen zu dem bescheidenen Wunsche auf, der neue Minister möchte doch so gut sein, den Gemeinden, die sich ja bekanntlich der sogenannten Selbstverwaltung erfreuen, zu gestatten, aus eigener Kasse den Lehrern die diesen zugebilligte Zulage nun auch auszuzahlen. Tut er das, dann vergießen sämtliche Liberale Wonnetränen, dann werfen sie sich platt auf den Bauch vor dem neuen Minister des preußischen Geistes. Beweglich ist ihr Flehen:

„Herrn Holles erste Tat, die zu tun er jeden Tag in der Lage ist, muß die sofortige Aufhebung des Bremserlasses sein. Das Ansehen des preußischen Staates, das Ansehen des Kultusministeriums würde dadurch einen großen, ehrlich erworbenen Gewinn erzielen. Das Vertrauen zu Holles Leitung des Schulwesens würde eine neue Basis gewinnen. Die preußischen Lehrer würden die tiefe, fressende Erbitterung aus ihrem Herzen ausjäten können, mit der sie Studts Walten erfüllt hat. Die Freunde der Volksschule und Volksbildung würden den Glauben daran wiedergewinnen, daß die Schule auch im preußischen Kultusministerium für ein Kulturinstitut gehalten werde, dessen Ausbau eine der vornehmsten Aufgaben des Staates ist.“

Herr Holle hat es wirklich leicht, „liberal“ zu scheinen.

Die Bilanz des polnischen Schulstreiks. Anläßlich des zu Ende gehenden polnischen Schulstreiks zieht die „Päd. Zeitung“ folgende ziffernmäßige Bilanz: 280 Gemeindevorsteher und Schöffen wurden ihres Amtes entsetzt. Aus den Gymnasien wurden 80 Schüler relegiert. 35 Geistliche sind insgesamt zu 20 Monaten Gefängnis und Festungshaft verurteilt worden; die gegen sie verhängten Geldstrafen betragen 6350 Mark. Gegen 20 Geistliche schweben noch Verfahren. Die gegen die polnischen Redakteure erkannten Geldstrafen beziffern sich auf 19 450 Mark; dazu kommen noch 45 Monate Gefängnis. Wegen Schulversäumnisse ihrer Kinder wurden gegen 1450 Personen Strafmandate in Höhe von rund 18 000 Mk. erlassen. Privatpersonen wurden wegen Straftaten, die mit dem Schulstreik in Verbindung stehen, zu insgesamt 5⅓ Jahren Gefängnis verurteilt. Außer den erheblichen Gerichtskosten hat der Streik den daran beteiligten Personen 31 000 Mark Geldstrafen und 12 Jahre Freiheitsstrafen gebracht. — Auf den in diesen Ziffern sich ausdrückenden Erfolg werden die Hakatisten sicherlich sehr stolz sein. Die Liebe zum preußischen Staat und der von diesem repräsentierten Sorte Deutschtums ist gewaltig gefördert worden.

Allzeit unentwegt preußisch . . . Zum Szenenwechsel im Ministerium des Innern spielt die Berliner Polizeikapelle Zwischenaktsmusik. Sind das nun die letzten Takte zum alten Stück oder die Ouvertüre zum neuen? In Berlin sind abermals sieben junge Russen ausgewiesen worden, und die Presse, voran bezeichnenderweise das Organ des Alexanderplatzes, die „Post“, veröffentlicht zur Deckung dieses Gewaltaktes ein beschlagnahmtes Schriftstück, woraus hervorgeht, daß die „Berliner Gruppe“ sozialdemokratische Agitatoren nach Rußland entsandt haben soll. Aus diesem Schriftstück, selbst vorausgesetzt, daß es echt sein sollte, geht hervor, daß diese „Gruppe“ sich vollständig auf die Tätigkeit friedlicher Propaganda beschränkt hat, die sie nicht einmal in Preußen, sondern in Rußland getrieben hat. Wenn in dem Schriftstück von einem Genossen die Rede ist, der in Sachsen öffentliche Vorträge über die russische Revolution gehalten hat, so kann natürlich nur ein Deutscher damit gemeint sein. Würde man in irgend einem andern zivilisierten Lande der Welt auf solche „Beweisstücke“ hin friedliche Ausländer mit Polizeigewalt aus dem Lande hetzen, so würde ein Entrüstungsschrei der öffentlichen Meinung die Antwort sein. Freilich in Deutschland und gar in Preußen . . . Das Schlimmste an den neuen Maßregeln der Polizei sind aber nicht diese Ausweisungen, sondern sehr eigenartige Verhütungsmaßnahmen, durch die dem Zuzug „sozialdemokratischer russischer Studenten“ vorgebeugt werden soll. Die Polizei fordert von der Berliner Universität, sie solle künftig nur solche junge Russen annehmen, „die nicht nur die nötige Vorbildung, sondern auch die nötigen Mittel nachweisen können, daß sie ein Leben wie die deutschen Studenten führen können“. Der braune Lappen wird damit amtlich zum Beweismittel der guten Gesinnung erhoben! Das bietet man dem deutschen Volke, das bietet man Deutschlands erster Universität. Und sie werdens geduldig hinnehmen und zum übrigen legen. — So hört Bethmann auf, so fängt Moltke an!

Rußland.

Gelungene Befreiung. Aus Sebastopol wird vom 28. Juni offiziös gemeldet: Während heute die Gefangenen auf dem Gefängnishof spazieren geführt wurden, stürzte infolge Explosion einer Höllenmaschine ein Teil der Gefängnismauer ein. Durch die entstandene Bresche flüchteten zwanzig politische Verbrecher. Ein Posten wurde durch Revolverschüsse der Flüchtenden tödlich verletzt.

Nach Sibirien! Der „Daily Telegraph“ meldet, daß 23 Züge die russisch-sibirische Grenze passiert haben, die über 2000 politische „Verbrecher“ nach Pans transportierten.

Befreit. In Sebastopol wurden 20 politische Gefangene durch eine Höllenmaschinenexplosion aus dem Gefängnis befreit.

Graf Witte auf Pumpreisen. Man schreibt der „Russ. Korr.“ aus Petersburg: Der anerkannt einzige russische Staatsmann, der allerdings den nicht ganz russischen Namen Witte trägt, hat nun wiederum, wie hier zuverlässig versichert wird, eine Pumpreise unternommen, um nochmals die Bureaukratie, unter Gefährdung der Volkswirtschaft und der Finanzlage des Staates, aus schweren Nöten zu retten. Seine in dieser Beziehung große Geschicklichkeit hat ihm einst die Stellung eines allmächtigen Finanzministers und die Gunst hoher Sphären gebracht. So wurde er in allen wichtigen Staatsangelegenheiten (und solche sind in erster Reihe auswärtige Anleihen) geradezu unentbehrlich. Er war der Friedensstifter von Portsmouth, er war auch der Schöpfer der russischen Konstitution und Verfasser des unerfüllt gebliebenen Manifestes vom 30. Oktober 1905 — denn auch diese großen Akte kamen hauptsächlich als „durchaus notwendige Maßnahmen zur Hebung des Staatskredits“ zustande. Dann stolperte er aber. Nach den schweren Kämpfen, nach der blutigen Unterdrückung des Moskauer Aufstandes im Dezember 1905, nach all den Strafexpeditionen und Feldgerichten zeigte sich in der Gesellschaft eine gewisse, wenn auch vorübergehende, Ermattung. Und bald stieg die reaktionäre Flut. Herrn Witte, der nach Portsmouth schon Graf war, machte man den Vorwurf (und man verzieh es ihm nie), daß er die revolutionären Kräfte überschätzte und zu große Konzessionen gemacht hat. Graf Witte fiel in Ungnade. Sein Ehrgeiz litt schwer darunter: er — der leitende Staatsmann, der berufene Staatslenker — blieb außer Dienst. Es war unerträglich. Er sollte wiederum unentbehrlich werden. Eine Pumpaffäre war das beste Mittel dazu. Hätte die zweite Reichsduma existiert und ruhig arbeiten können, so wäre vielleicht eine auswärtige Anleihe ganz zu entbehren gewesen, oder sie würde sich wenigstens auf gesetzlichem Wege unter günstigeren Bedingungen und ohne Wittes Maklerschaft haben abschließen lassen. Graf Witte sah die Sachlage ein. Er bereute seine alten Sünden, wurde plötzlich Reaktionär und Anhänger des Absolutismus. Seine Bemühungen fanden Anerkennung; der „Verband des russischen Volkes“, der noch unlängst ein Attentat gegen ihn unternehmen wollte und sogar eine, allerdings theatralische, Bombe in sein Arbeitszimmer legte, stellte die Feindseligkeiten gegen den reuigen Sünder ein. Graf Witte beteiligte sich aber auch eifrig an sämtlichen Konspirationen und Vorbereitungen zum Staatsstreich. Er, der Verfasser des Manifestes vom 30. Oktober 1905, ist einer der Urheber des antikonstitutionellen Wahlgesetzes vom 16. Juni d. J., das dem erwähnten Manifest direkt und schroff widerspricht. Dafür hat sich aber die Sonne der Gnade dem armen Grafen wiederum zugewendet. So geht er denn wieder auf Pumpreisen, um durch unerhörte Kommissionsgebühren und Wucherzinsen Leichtgläubige zu verlocken; um sich neue Lorbeeren für den verwelkten Kranz zu erwerben, um das bureaukratische Willkürregime zu befestigen und um den Staatsbankerott unvermeidlich zu machen!

Frankreich.

Noch einmal entschlüpft. Auf die Anklagen von Bedouce, Meunier und Aldy ergriff am Freitag in der Kammer der Ministerpräsident Clemenceau, wie in diesem Blatt schon kurz berichtet, zu seiner eigenen Verteidigung noch einmal das Wort. Er bestritt die Übergriffe der Kürassiere, Gendarmen und Polizisten im Süden, versprach indessen eine Untersuchung der von Aldy angeführten Fälle. Weiter erklärte Clemenceau: er sei „beständig versöhnlich gesinnt“, nach dem ungesetzlichen Vorgehen der Gemeindebehörden sei er aber zu strengem Vorgehen gezwungen gewesen. Das Gesetz sei für alle geschaffen. (Beifall.) Jeder müsse Steuern zahlen. Es gäbe arme Bauern im Osten, Norden und im Zentrum, die den Zucker teurer bezahlten, um die Bevölkerung des Südens zu unterstützen, wo indessen der Notstand nicht allgemein wäre, was die Sparkassen bewiesen. Ohne die Einmischung des Komitees von Argeliers würden die Steuern wie gewöhnlich entrichtet worden sein. „Wir befinden uns vor einem Aufstande; dürfen wir einen solchen dulden?“ (Zahlreiche Zurufe: „Nein!“) Clemenceau erinnerte dann daran, daß die Truppen Weisung erhalten hätten, nur im äußersten Notfalle, nachdem die gesetzlichen Aufforderungen ergangen seien, zu schießen, und er fuhr fort: „Meine Befehle sind ausgeführt worden. Die Kürassiere wurden sofort nach ihrem Eintreffen verhöhnt und mit Steinen beworfen; sie wollten deshalb angreifen, die Offiziere lehnten es aber ab, den Befehl dazu zu erteilen.“ Darauf verlas er einige Berichte, nach denen die Menge zuerst Gewalttätigkeiten gegen das Militär und die Polizei begangen hat. Clemenceau rechtfertigte hierauf die gegen die Meuterer des 17. Regiments angeordneten Maßnahmen und erklärte dann, die Bewegung im Süden werde von den Reaktionären, die immer an die Trennung von Staat und Kirche dächten, ausgenützt; von den Royalisten werde ein Feldzug des Aufruhrs geführt (heftiger Widerspruch rechts), das Land hänge aber der Republik an. „Wir werden unser demokratisches, soziales Werk nicht aufgeben!“ Nunmehr griff der Ministerpräsident die Sozialisten an, berichtete über seine Unterredung mit Albert und erklärte, sobald das Gesetz geachtet werde, würden die Truppen zurückgezogen werden. (Anhaltender Beifall.) Nach kurzer Unterbrechung wurde die Sitzung wieder aufgenommen. Mehrere Redner machten den Ministerpräsidenten verantwortlich für die Ereignisse im Süden und beschworen ihn, die Truppen zurückzuziehen, damit wieder Ruhe einkehre. Jaures bedauert, so fährt der offiziöse Bericht fort, daß Clemenceau unvorsichtige Politik getrieben habe, und wirft ihm vor, daß er das Gesetz nicht zugunsten Ferrouls ebenso unberücksichtigt gelassen habe, wie es zugunsten Alberts geschehen sei. Redner verlangt, daß die verhafteten Bürger aus der Haft entlassen werden. (Beifall rechts und auf der äußersten Linken.) Der Präsident verliest hierauf acht Tagesordnungen. Clemenceau nimmt die von Beauquier und Modeste Leroy eingebrachte Tagesordnung an, in welcher das Vertrauen zu der Regierung ausgesprochen wird, daß sie dem Gesetze Achtung verschaffen wird. Die für eine von Angé eingebrachte Tagesordnung (in welcher festgestellt wird, daß die Regierung sich in einem politischen Widerspruch befinde) beantragte Priorität wird mit 350 gegen 230 Stimmen abgelehnt. Ebenso wird die Priorität für eine Tagesordnung Lagasse, welche den Familien der Opfer das Mitgefühl der Kammer ausspricht und erklärt, daß die Kammer darauf rechne, daß die Regierung Maßregeln zur Beruhigung ergreifen werde, mit 326 gegen 174 Stimmen abgelehnt. Darauf wird der erste Teil der Tagesordnung Beauquier, in welchem die Erklärungen der Regierung gebilligt werden, mit 347 gegen 226 Stimmen angenommen. Der zweite Teil dieser Tagesordnung, in welchem das Vertrauen zu der Regierung ausgesprochen wird, daß sie die Achtung vor dem Gesetze und die Beruhigung sichern wird, wird mit 324 gegen 233 Stimmen, der dritte Teil, in welchem den Opfern, Zivilisten wie Militärs, der bewegte Gruß der Kammer entboten und ausgesprochen wird, daß die Kammer auf die patriotische Mitwirkung der Bevölkerung des Südens rechne, durch Aufheben der Hände und dann die Tagesordnung im ganzen mit 323 gegen 233 Stimmen angenommen. Die Kammersitzung dehnte sich bis Mitternacht aus. Nach der Annahme des Vertrauensvotums durch die Kammer mit einer Mehrheit von 90 Stimmen wurde der Antrag Meunier auf Einsetzung einer parlamentarischen Kommission auf Erforschung verschiedener während der Unruhen im Dunkeln gebliebener Tatbestände abgelehnt, weil Ministerpräsident Clemenceau bemerkte, daß die eingeleitete gerichtliche Untersuchung für diesen Zweck vollkommen ausreiche.

Aus Lübeck und Nachbargebieten.

Montag, den 1. Juli.

Die Führer der Haushaltungsstatistik werden gebeten, die alten Bücher gegen Empfang der neuen heute im Arbeitersekretariat abzugeben.

Das Arbeitersekretariat.

Lügner! Das Amtsblatt, das sich zur Bekämpfung der Sozialdemokratie grundsätzlich der Lüge und Verleumdung bedient, da es sachlich unserer Partei nichts anhaben kann, dessen Lügen, Fälschungen und Verleumdungen wir schon häufig angenagelt haben, wagt es, folgenden Satz zu schreiben:

„Die Wahrheit gilt den Genossen nichts, wenn sie mit dem Gegenteil davon meinen besser operieren zu können. Lügen, daß sich die Balken biegen — wenn's sich nur rentiert. Das ist sozialdemokratische Moral!“

Von der Moral des Amtsblattes wollen wir lieber schweigen; das soll allerdings gern zugegeben werden, daß sich die Lügen der „Lübeckischen Anzeigen“ nicht einmal rentieren. Und trotzdem wird damit fortgefahren. Jedenfalls liegt hier ein krankhafter Hang vor, der bei Freunden und Gegnern nur Mitleid erregen kann.

Mit den Bürgerschaftswahlen beschäftigte sich Ende voriger Woche der Verein Innere Stadt. Es wurde folgender Beschluß gefaßt: Der Verein „Innere Stadt“ beschließt

inbetreff der Bürgerschaftswahlen sich mit den anderen Wahlvereinen in Verbindung zu setzen und dem Vaterstädtischen und dem Bürgerrechtsverein Kandidaten-Vorschläge zu machen. — In bürgerlichen Kreisen ist man also bereits mit der im Herbste stattfindenden Bürgerschaftswahl beschäftigt. Genossen, beachtet das und treibt in Arbeiterkreisen intensiv Agitation für den Erwerb des Bürgerrechts, damit unsere Stimmenzahl eine erhebliche Vermehrung erfährt.

In Vertretung. Der Senat hat für die Dauer der gleichzeitigen Abwesenheit der Regierungsräte Dr. Plessing und Thorade dem Amtsrichter Dr. Brückner den Vorsitz im Erbschaftssteueramte übertragen.

Personalien. Der Senat hat den Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinschen Zollsekretär Otto Engel zum Bureau-Oberkontrolleur bei dem hiesigen Hauptzollamt ernannt und seinen Amtsantritt auf den 1. Juli 1907 festgesetzt. — Die Schutzleute Jakob Muster und Friedrich Ferdinand Julius Tretow wurden zu Revisionsaufsehern bei dem hiesigen Hauptzollamte ernannt und ihr Dienstantritt auf den 1. Juli 1907 festgesetzt.

Streik der Seeleute. Das Organ der Seeleute veröffentlicht einen Aufruf, in dem es zum Schluß heißt: Wir bezweifeln es nicht, daß dieser Riesenkampf nach allen Seiten tiefe Wunden schlägt, wir verkennen nicht, daß unter dem Streik Sonder- und Allgemeininteressen ungeheuer leiden. Deutschlands Seeleute sind nicht schuld daran. Deutschlands Seeleute lehnen auch für die Folgezeit jede Verantwortung ab, mag der Kampf dauern wie lange er will, mag alles drunter und drüber gehen. Offen und ehrlich strecken die streikenden Seeleute den Reedern die Friedenshand entgegen, als ehrliche Vermittler stehen unsere Führer zwischen Reedern und streikenden Seeleuten. Wollen die Reeder den Frieden, mögen sie den streikenden Seeleuten und ihrer Organisation die Möglichkeit zu einem für beide Teile ehrenvollen Frieden bieten. Bis dahin heißt für Deutschlands Seeleute die Parole: Kampf bis zum äußersten! Ausharren im Streik! Seeleute! Leidensbrüder! Eure heiligste Pflicht ist nunmehr die weitere andauernde Stärkung des Seemannsverbandes. Begeisternd und anfeuernd müßt Ihr auf die noch lässigen und denkfaulen Kameraden einwirken und sie für den Verband gewinnen. Während und nach dem Streik darf uns kein Opfer für die Organisation zu hoch sein. Zahlt Eure laufenden Beiträge, klebt die Streikfondsmarken, füllt so unsere Kassen für die späteren Kämpfe. Der Kampf der Gegenwart wird seinen Sieg in der Zukunft feiern, wenn der Seemannsverband stark bleibt und stärker wird. Von seinem Einfluß hängt Eure zukünftige Lebenslage ab.

Zahlung der Gewerbesteuer für den Betrieb der Gast- oder Schankwirtschaft, sowie des Kleinhandels mit Branntwein oder Spiritus. Die II. Rate der nach dem Gesetz vom 3. Oktober 1906 für die oben genannten Gewerbebetriebe zu entrichtenden Gewerbesteuer für das Jahr 1907 wird innerhalb der Zeit vom 1. bis 15. Juli 1907 an den Werktagen vormittags von 9 bis 1 Uhr und nachmittags von 3 bis 5 Uhr im Kassenzimmer des Polizeiamts — Mengstraße 4, Vorderhaus, eine Treppe — gegen Erteilung einer Quittung entgegengenommen. Die betreffenden Gewerbetreibenden werden vom Polizeiamt zur rechtzeitigen Berichtigung aufgefordert.

Über das Thema „Konsumgenossenschaften und Arbeiterbewegung sprach in der nach der „Flora" vom Allgem. Konsum-Verein einberufenen öffentlichen Volksversammlung der Genosse Adam aus Kiel. Einleitend bemerkte der Redner, daß wohl die Konsumgenossenschaftsbewegung in Deutschland in den letzten Jahren Fortschritte gemacht habe, aber diese Fortschritte wären doch nicht so groß gewesen, wie sie hätten sein können, wenn die organisierte Arbeiterschaft ernstlich daran mitarbeiten würde. Vielfach sei heute bei den Arbeitern die Ansicht verbreitet, daß die Genossenschaftsbewegung etwas Neues ist. Es sei dies keineswegs richtig. Gerade in den Anfängen der modernen Arbeiterbewegung habe die Genossenschaftsfrage eine große Rolle gespielt. Redner schildert dann, wie die Stellung der organisierten Arbeiterschaft zu den Genossenschaften seit der Zeit Lassalles sich geändert hat. Lassalle war nur für Produktivgenossenschaften und verwarf jede andere genossenschaftliche Betätigung der Arbeiterschaft. Nach der Grundanschauung Lassalles waren Konsumgenossenschaften für die Arbeiter nutzlos, weil nach dem sogenannten ehernen Lohngesetz die Arbeiter ihre Lage in der kapitalistischen Gesellschaft doch nicht verbessern könnten. Diese Anschauung ist als unrichtig überwunden worden. Die Arbeiter haben Gewerkschaften errichtet und haben sich an vielen anderen Dingen beteiligt, die geeignet sind, dem Arbeiter wirtschaftliche Vorteile zu verschaffen. Auch die Stellungnahme der Vertreter der modern organisierten Arbeiter ist nach und nach eine andere geworden. Schon der Parteitag in Hannover hat eine Resolution angenommen, in welcher den Arbeitern die Beteiligung an Wirtschaftsgenossenschaften empfohlen wird, wenn die Voraussetzungen dafür gegeben sind. Vor zwei Jahren nahm dann der Gewerkschaftskongreß in Köln eine Resolution an, in der den organisierten Arbeitern der Beitritt zu den Konsumgenossenschaften zur Pflicht gemacht wird. Diese Resolution ist jedoch leider von den organisierten Arbeitern wenig beachtet worden. Ein kleiner Bruchteil der gewerkschaftlich organisierten Arbeiter ist erst den Konsumgenossenschaften beigetreten. Für die Genossenschaften sowohl als wie für die Gewerkschaften ist dieses von großem Nachteil. Die oft zutage tretenden Meinungsverschiedenheiten zwischen Genossenschaften und Gewerkschaften sind darauf zurückzuführen. Wenn die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter den Genossenschaften beitreten, und das ausführen, was nach der Kölner Resolution ihre Pflicht ist, dann haben sie es in der Hand, die Lohn- und Arbeitsverhältnisse so zu gestalten, daß sie immer mit ihren gewerkschaftlichen Grundsätzen in Übereinstimmung sind. Die Vertreter der Gewerkschaften brauchen dann nur auf ihre eigenen Mitglieder einzuwirken, in dem Sinne, daß sie auch als Genossenschafter die Grundsätze die Gewerkschaften hochhalten. Daß die Arbeiter von den Konsumvereinen wirtschaftlichen Vorteil haben, braucht im einzelnen heute eigentlich nicht mehr bewiesen zu werden. Aber außerdem bedeutet der organisierte Konsum, wie er durch die Konsumvereine angestrebt wird, eine gewaltige wirtschaftliche Macht. Wenn die Millionen von Proletarier als Konsumenten sich organisieren, werden sie ganze Gebiete der Warenproduktion in ihren Machtbereich bringen. Auf der Grundlage des organisierten Konsums werden die Arbeiter auch das Ziel erreichen, was den alten Lassalleanern vorgeschwebt hat, nämlich die Warenproduktion in Genossenschaftsfabriken. Heute sind wir erst am Anfang der Genossenschaftsbewegung in Deutschland. Die 800 Millionen Mark Umsatz der deutschen Konsumvereine ist nur ein kleiner Bruchteil des gesamten Konsums der Industriearbeiter. Eine gewaltige konsumgenossenschaftliche Entwicklung ist möglich und muß von der Arbeiterschaft angestrebt werden. Vielfach glauben auch organisierte Arbeiter noch, daß sie auf die Kleingewerbetreibenden Rücksicht nehmen müßten. Es hat sich aber gezeigt, daß diese Rücksicht ganz unangebracht ist. Viele der Kleingewerbetreibenden sind nur solange Freunde der Arbeiter, wie diese als Warenkäufer zu ihnen kommen. Von dieser Freundschaft ist aber bei ihnen nichts mehr zu spüren, wenn sie einmal Farbe bekennen sollen zu Gunsten der Arbeiter. Zum Schluß forderte der Redner die Lübecker Arbeiter auf, auch ihrerseits endlich die Gleichgültigkeit abzuwerfen und den bestehenden Konsumverein durch Beitritt und Warenentnahme zu unterstützen. Lebhafter Beifall folgte den Ausführungen des Redners.

Genosse J. C. B. Schmehl ist am Sonnabend von einem längeren, schweren Leiden durch den Tod erlöst worden. Schmehl gehörte unserer Partei seit vielen Jahren an und nahm regen Anteil an unserem Vereinsleben. Der Verstorbene war eine in den Kreisen der Parteigenossen allbekannte Persönlichkeit. Ehre seinem Andenken.

Arbeiterrisiko. Die Bauarbeiterschutzkommission teilt uns mit: Am 29. Juni, morgens 7 Uhr 40 Minuten brach das am Küntzelschen Bau, Falkenstraße, angebrachte Gerüst, auf dem die Maurer Kähler und Wollgast standen, aus unaufgeklärten Ursachen plötzlich zusammen. Kähler erlitt dabei erhebliche Verletzungen am Mittelfinger der rechten Hand und am Schienbein, sodaß er sich sofort in ärztliche Behandlung begeben mußte.

Vom Automobilunfug. Dem „Hamb. Corr." wird von hier gemeldet: Im nächsten Jahr soll anstelle des Herkomer-Rennens, das dann nicht in Deutschland stattfindet, eine Prinz Heinrich-Tourenfahrt veranstaltet werden, für die Prinz Heinrich eine Trophäe zu stiften beabsichtigt. Wie verlautet, hat der hiesige Senat sich schon bereit erklärt, einen der Preise für die neue Konkurrenz zu stiften. — Die Preise, welche der Senat stiftet, müssen selbstverständlich die Steuerzahler bezahlen. Es wird hohe Zeit, daß man dem Automobilunfug und den damit verbundenen, für die Bevölkerung in jeder Beziehung nachteiligen, Begleiterscheinungen ein Ende macht. Die Bevölkerung hat die Unannehmlichkeiten und muß obendrein noch die Preise bezahlen.

Weiche Eier sind gesund und leicht verdaulich. Aber häufig gelingt es nicht, die Eier weich herzustellen. Wenn man sicher weiche Eier erhalten will, so bringe man Wasser in einem Topf zum Sieden; sobald dies eingetreten ist, tut man die Eier hinein, entfernt aber den Topf vom Feuer und stellt ihn zur Seite. Das Wasser ist hinlänglich heiß, damit die Eisubstanz gerinnt, aber nicht heiß genug, daß die Eier hart werden.

Wilhelm-Theater. Man schreibt uns: Die so außerordentlich beifällig aufgenommene Aufführung von Philippes: „Das große Licht" wird morgen wiederholt und zwar in derselben glänzenden Besetzung aller Partien. Für den Sologesang ist Frau Dr. Fuchs-Brandt aus Hamburg gewonnen. Am Mittwoch geht Franz von Schönthans neuestes Lustspiel „Klein Dorrit" in Szene, welches in der letzten Spielzeit am Hoftheater in Weimar große Erfolge erzielte. Die Presse äußert sich sehr lobend über das Stück.

Stadthallen-Theater. Aus der Theaterkanzlei schreibt man uns: Die Operette „Girofle-Girofla" wird am Dienstag wiederholt. Am Mittwoch geht Georg Engels amüsante Komödie „Die Hochzeit von Poel" erstmalig in Szene.

Schlutup. Straßensperre. Wegen vorzunehmender Pflasterungsarbeiten sind die Bergstraße und der Bögengang in Schlutup von heute Montag, den 1. Juli d. Js. ab bis auf weiteres für den Fuhrwerksverkehr gesperrt.

Curau. Ein größeres Feuer kam letzte Nacht gegen 1/2 2 Uhr abermals bei Carl Horstmann auf. Eine Scheune und das Altenteilerhaus wurden gänzlich eingeäschert. Erst vor einigen Wochen wurde der größte Teil des Horstmannschen Geweses ein Raub der Flammen; jetzt ist es total vernichtet. Über die Entstehungsursache des Brandes ist noch nichts bekannt.

Wilhelmsburg. Zu Tode verbrüht. Der in der Küperei der Petroleumgesellschaft am Kleinen Grasbrook beschäftigte Arbeiter E. Rebensdorf, wohnhaft im Busch, glitt beim Fässerreinigen aus und fiel in einen großen Behälter, der mit siedend heißem Wasser gefüllt war. Obwohl er sogleich von einem Arbeitskollegen aus dem Fasse herausgezogen wurde, war der Verunglückte doch bereits fast am ganzen Körper schwer verbrannt. Mit einer Barkasse wurde der Verletzte ins Hafenkrankenhaus befördert, wo er noch an demselben Abend gestorben ist.

Güstrow. Ein starkes Gewitter ging Freitag um Mitternacht in Güstrow und Umgegend nieder. Der Blitz hat mehrfach eingeschlagen. Auf einer Koppel des Gutspächters Neumann in Glasewitz wurden 12 Füllen, ein Bulle und ein Kalb vom Blitz erschlagen. In dem Waldlokal Schabernack bei Güstrow fuhr der Blitz in eine Eiche und in eine Tanne. In Reinshagen wurden bei dem Müller Holtz Stall und Schuppen infolge Blitzschlags eingeäschert. Auf dem Klostergut Gerdshagen wurde eine Scheune und in Lohmen ein sechsbischiger strohbedeckter bewohnter Katen durch Blitzschlag entzündet und eingeäschert.

Kiel. Unerwartete große Aussperrung. 90 Prozent der Arbeiter von Krupps Germaniawerft ist Sonnabend morgen die Arbeit gekündigt worden. Die vorherige Kündigung erfolgte gemäß den Bestimmungen der auf der Werft bestehenden Arbeitsordnung. Die Aussperrung, von der etwa 3000 Arbeiter betroffen werden, ist auf den seit Montag währenden Ausstand von etwa 200 Nietern zurückzuführen. Ursache des Ausstandes war bekanntlich die Maßregelung eines Kollegen. — In der Mitgliederversammlung des Sozialdemokratischen Vereins für Kiel wurde zum Internationalen Kongreß in Stuttgart gewünscht, daß Vereinbarungen mit anderen Nationen, namentlich der englischen, getroffen werden, bezüglich der Herbeiführung von Maßnahmen zur möglichsten Behinderung des Zuzugs von Streikbrechern nach Deutschland. Weiter erachtete die Versammlung eine Verschärfung der französischen Resolution gegen den Militarismus als wünschenswert. Bei der Wahl eines Delegierten zum Internationalen Kongreß erhielten die Genossen Adler 161, Niendorf 32 und Poller 25 Stimmen. — Auf Anregung des Genossen Niendorf sollen dem Deutschen Parteitag zu Essen folgende Anträge unterbreitet werden: Der Parteitag wolle beschließen: „1. Bei Reichstagsstichwahlen, an welchen die Partei nicht beteiligt ist, Stimmenthaltung zu üben. 2. Der nächste Parteitag findet in Kiel statt." Der Antrag des Genossen Klüß, zu beantragen, auf die Tagesordnung des Parteitages mit zu setzen: „Die Landtagswahlen in den einzelnen Staaten" fand ebenfalls Zustimmung.

Bremen. Der Bremer Stichwahlkrawall vor dem Schwurgericht. Nachdem bereits am 4. und 5. April d. J. vor der zweiten Strafkammer des Bremer Landgerichts eine gegen mehrere Arbeiter gerichtete Anklage wegen Landfriedensbruches mit dem Resultat endigte, daß gerade die der sozialdemokratischen Partei angehörigen Angeklagten freigesprochen, haben am Mittwoch und Donnerstag wieder Verhandlungen wegen derselben Ausschreitungen vor dem Bremer Schwurgericht stattgefunden, die mit demselben Ergebnis verlaufen sind. Es handelte sich bei diesen Verhandlungen um den am Stichwahltage stattgefundenen Krawall in der Nordstraße, bei dem in dem Hause des Fuhrunternehmers Störck sämtliche Fensterscheiben mit Steinen und Eisstücken demoliert wurden. Die Menge bestand in der Mehrzahl aus den in der benachbarten Jutespinnerei tätigen, größtenteils ausländischen Arbeitern und Arbeiterinnen. Bei der Säuberung der Straßen durch die Schutzmannschaft waren 28 Beamte durch Steinwürfe verletzt worden, schwere Verletzungen wurden nicht konstatiert. Wegen dieser Ausschreitungen hatten sich die Arbeiter Lamp, Katzer und Kork, der Ganzinvalide Jäger und die ledige zwanzigjährige Arbeiterin Hechler am Mittwoch und Donnerstag vor dem Schwurgericht zu verantworten. Lamp und Katzer sind Böhmen; Kork ist aus Braunsberg gebürtig und Mitglied der sozialdemokratischen Partei. Durch die Beweiserhebung ist erwiesen, daß Katzer einmal mit einem Stein gegen das Störcksche Haus geworfen; hat die Hechler hatte ebenfalls einmal geworfen. Ob sie aber das Haus oder eine Person getroffen hat, ist nicht festgestellt. Bezüglich Kork und Jäger wurde selbst vom Staatsanwalt die Freisprechung beantragt, weil eine Beteiligung an dem Krawall nicht erwiesen sei. Ein Polizeiwachtmeister will Lamp dreimal in der Menge gesehen haben, wobei er einmal gegen ihn Widerstand geleistet habe. Ferner hatte ihn ein Ehepaar dabei angetroffen, wie er Eisstücke mit dem Fuß losschlug und einen Mauerstein in der Hand hatte. Das Urteil lautete gegen Lamp wegen Aufruhrs und Landfriedensbruch unter Einbeziehung einer Vorstrafe von zwei Monaten Gefängnis auf eine Gesamtstrafe von einem Jahre und einen Monat Gefängnis, gegen Katzer wegen Landfriedensbruch auf sieben Monate und gegen die Hechler wegen desselben Vergehens auf fünf Monate Gefängnis; Kork und Jäger wurden freigesprochen. Obgleich selbst Erster Staatsanwalt Löning darauf hinwies, daß es sich im vorliegenden Falle nicht um ein politisches Vergehen handele, so glaubte doch der Vorsitzende, Richter Dr. Abegg, in der Begründung des Urteils der Ansicht Ausdruck geben zu müssen, daß den Ausschreitungen zwar kein politischer Charakter innewohne, daß sie aber — doch immerhin von der sozialdemokratischen Partei ausgegangen seien! Diese Behauptung, die nach dem Ergebnis der Verhandlungen durch nichts gestützt, auch mit der Ansicht des Staatsanwalts in Widerspruch steht, kennzeichnet den Grad der politischen Unvoreingenommenheit des Vorsitzenden zur Genüge. Wohl oder übel werden die Reichsverbändler und selbst der Reichskanzler den Krawall an der Nordstraße in Bremen als ungeeignetes Material gegen die Sozialdemokratie aus ihrer Skizzenmappe entfernen müssen — das gebieten die Ergebnisse dieser Prozesse.

st. **Oldenburg.** Die Landeskonferenz für den 3. oldenburgischen, sowie den 1. und 2. hannoverschen Wahlkreis trat am gestrigen Sonntag in der „Tonhalle" in Osternburg zusammen. Den Bericht des Landesparteivorstandes erstattete Genosse Meyer-Bant. Demselben ist hauptsächlich zu entnehmen, daß der Vorstand anläßlich der Reichstagswahl alles aufgeboten hat, was mit Rücksicht auf die vorhandenen Mittel veranstaltet werden konnte. Immer mehr habe sich die Notwendigkeit der Anstellung eines Parteisekretärs herausgestellt, da die Geschäfte im Nebenamte nicht mehr zu bewerkstelligen seien. Den Kassenbericht erstattete Gen. Andreas-Bant. Für unsere Leser dürfte von Interesse sein, daß die Reichstagswahlagitation im 1. Wahlkreise, soweit Stadt und Amt Oldenburg in Frage kommen, 2088,99 Mk. Zuschuß aus der Landeskasse erfordert hat. In 2 Quartalen sind für 1004 Genossen im obenerwähnten Teil des 1. Kreises Beiträge an die Landeskasse abgeführt worden. Den Bericht der Presse erstattete Genosse Hug-Bant. Der Stand des „Nordd. Volksbl." beträgt gegenwärtig 7232 Abonnenten. Die gehegten Erwartungen bezüglich des Anwachsens der Parteipresse seien leider nicht in Erfüllung gegangen; es müsse dafür Sorge getragen werden, daß der Abonnentenstand mindestens 9—10 000 betrage. Die Debatte war eine sehr rege. Die Ansicht der Konferenz wurde dahin zusammengefaßt, daß die Parteipresse fortan volstümlicher als bisher gehalten werden möge. Bei Gründung von Lokalblättern hat die Landeskonferenz das entscheidende Wort. Den Berichten der Wahlkreisvorstände entnehmen wir, daß im 1. oldenburgischen Wahlkreis (Stadt und Amt Oldenburg) über 1000, im 2. 2500 und im 3. 600 organisierte Genossen am Schlusse des Geschäftsjahres vorhanden waren. Die Präsenzliste ergab die Anwesenheit von 44 Delegierten, 5 Reichstagskandidaten resp. Landtagsabgeordneten und 5 Zentral-Vorstands-Mitgliedern. Über Organisation und Agitation sprach Genosse A. Bogmann-Bant. Redner befürwortete die Erhöhung der Beiträge auf 10 Pfg. pro Woche und die Gründung von selbstständigen Ortsvereinen. Die Notwendigkeit der Anstellung eines Parteisekretärs für die 5 oldenburgischen und die beiden hannoverschen Wahlkreise begründete Genosse J. Meyer-Bant. Die Anstellung soll am 1. Oktober 1907 erfolgen. Die Landeskonferenz schloß sich dieser Auffassung an; es wird also ein Parteisekretär angestellt. Derselbe hat seinen Sitz in Bant. Der wöchentliche Beitrag soll allenthalben auf wöchentlich 10 Pfg. für Männer und 5 Pfg. für Frauen vom 1. September 1907 ab festgesetzt werden. Nach Erledigung einiger interner Angelegenheiten wurde die Landeskonferenz mit einem begeistert aufgenommenen Hoch auf die Sozialdemokratie geschlossen.

Theater und Musik.

Stadthallen-Theater. „Girofle-Girofla", Operette in 3 Akten von Lecocq. Den Reigen der Operettenvorstellungen im Stadthallentheater eröffnete gestern abend eines der besten Werke dieses Genres, „Girofle-Girofla". Leichtflüssige, gefällige Melodien, wirksame Instrumentation, sowie ein nicht uninteressantes Libretto vereinigen sich in „Girofle-Girofla" zu einem harmonischen Ganzen. Trotz ihres respektablen Alters — 1874 wurde sie erstmalig aufgeführt — findet man wenig Veraltetes in dieser Operette, die die meisten Erzeugnisse der Neuzeit in jeder Beziehung turmhoch überragt. Die Wiedergabe, welche das liebenswürdige Opus gestern abend erfuhr, war durchaus erfreulich, sowohl was den Gesamteindruck anlangt, als auch was die Einzelleistungen betrifft. Die Regie des Herrn Heydrich hatte für fleißige Einstudierung und hübsche Ausstattung Sorge getragen. Die Titelrolle oder besser die Titelrollen hatten in Frau Piorkowski eine anmutige Vertreterin gefunden, die sowohl durch ihre sympathische, nirgends aufdringliche Gesangsweise als auch durch ihr fröhliches, neckisches Spiel die Herzen der Zuhörer im Sturm gewann. Von zwerchfellerschütternder Wirkung war Herr Schütz als Pantoffelheld Bolero; ihm sekundierte bestens Frau Meffert als dessen Gattin. Die beiden grundverschiedenen Freier der Zwillinge Girofle und Girofla, Marasquin und Mourzuck, fanden durch die Herren Werner und Heydrich gesanglich und darstellerisch eine gleich vortreffliche Wiedergabe. Auch Fräulein Lothar entledigte sich ihrer kleinen Aufgabe in bester Weise. Die Chöre, welche eine wesentliche Verstärkung erfahren hatten, verdienen Anerkennung. Die Vorstellung wurde vom Herrn Kapellmeister Falk mit Umsicht und Energie geleitet. Das Publikum war sehr zahlreich erschienen und spendete stürmischen Applaus. P. L.

Heute Nacht 2 Uhr entschlief sanft nach langem, schwerem Leiden mein lieber Mann, unser Vater, Schwieger- und Großvater, der Gastwirt

Joachim Schmehl

im vollendeten 55. Lebensjahre. Tief betrauert von mir, meinen Kindern und allen, die ihm nahe standen.

Catherine Schmehl, geb. Reher.

Lübeck, den 29. Juni 1907.

Beerdigung am Mittwoch, den 3. Juli, 12 Uhr, vom Trauerhause Hundestraße 14.

Arbeiter-Radfahrer-Verein LÜBECK.

Am Sonnabend, den 29. Juni, verstarb unser Mitglied

Joachim Schmehl.

Ehre seinem Andenken!

Die Beerdigung findet am Mittwoch, den 3. Juli, mittags 12 Uhr, vom Sterbehause Hundestraße 14 aus statt.

Versammlung der Mitglieder 11½ Uhr im Vereinshaus.

Um rege Beteiligung ersucht

Der Vorstand.

Gesangverein „Eintracht!"

Am Sonnabend, den 29. Juni starb unser langjähriges Mitglied der Gastwirt

Joachim Schmehl.

Ehre seinem Andenken!

Die Beerdigung findet am Mittwoch, den 3. Juli, mittags 12 Uhr, vom Sterbehause Hundestraße 14 aus statt.

Versammlung der Mitglieder 11½ Uhr im Vereinshaus, Johannisstraße.

Um rege Beteiligung ersucht

Der Vorstand.

Eine Wohnung von 2—3 Zimmer im Preise bis 240 Mk. in der Nähe des Schlachthauses gesucht. Offerten unter **R C.**

Gesucht **eine Zweistuben-Wohnung**, Preis 160—180 Mk., in der Stadt. Angeb. unter **Z 46** an die Exped.

Gesucht zum 1. Oktober eine **Dreizimmerwohnung** v. d. Holstentor, Moislinger Allee bis Schützenstr. i. Preise von 230—250 Mark. Angeb. u. **E 27** an die Exped.

2-Zimmerwohnungen mit Zubehör (abgeschlossen), Holstentor, zum 1. Okt. zu verm. Näheres Schwartauer Allee 30, I.

Kleine Wohnung an 1 od. 2 Personen zu verm. Preis 110 Mark.

Mittelstraße 30a.

Zum 1. Oktober eine **Wohnung zu verm.** Elswigstraße 42a. Näheres daselbst.

Zu vermieten eine **2-Stubenwohnung** nebst Zubehör an ruhige Leute.

Drögestraße 13, part.

Tauben zu verkaufen

Bülowstraße 13, I.

Eine Scheidenschiebkarre zu kaufen gesucht. Ang. mit Preisang. u. **L O** a. d. Exp.

Ein moderner, guterhaltener **Kinderwagen** preiswert zu verkaufen Lützowstr. 31, I.

Eine fast neue **Singer-Trittnähmaschine** billig zu verkaufen

Wakenitzmauer 9 a, im Laden.

---

3 Lachtauben sowie **4 altmodische Stühle** billig zu verkaufen

St. Vogelsang 5 c.

Gesucht zu sofort ein kräftiger, gewandter **Laufbursche** außer der Schulzeit.

L. Schmidt, Schüsselbuden 4.

Ein Bürstenmacher-Gehilfe für alle vorkommenden Arbeiten bei gutem Verdienst auf dauernde Beschäftigung gesucht.

H. Maschmann, Königstr. 114.

Haararbeiten jeglicher Art werden angefertigt bei **Mart. Wulf, Friseur,** Arnimstraße 3.

Sonnab. mitt. v. e. Witwe e. dklbr. Portm. m. Inh. (kl. Schlüssel u. Geld) verl. i. Hause Geverdesstr. 59 o. v. dort b. Friedenstr. 38 e. w. dring. u. Rückg. gebeten, d. d. Inh. e. Teil d. Miete beträgt. Abzug. Geverdesstr. 59, pt. l.

Ed. Teuteberg, Lederhandlung, empfiehlt billig

Sohlen-Ausschnitt.

Uhrfeder einsetzen 1.50 Mk.
Taschenuhr reinigen 1.50 Mk.
1 Jahr Garantie.

Ernst Gentzen, Uhrmacher
Königstraße 62, b. d. Hüxstraße
Gebe rote Rabattmarken.

Die Rechte u. Pflichten des Mieters.

Von **Richard Lipinski.**

20. Auflage. Preis 20 Pfg.

Zu beziehen durch die

Buchhandlung von Friedr. Meyer & Co.

Sozialdemokratischer Verein.

Am Sonnabend starb unser Mitglied

Joachim Schmehl.

Die Beerdigung findet am Mittwoch mittag 12 Uhr vom Trauerhause Hundestrasse 14 aus statt.

Die Genossen werden ersucht, sich zur Teilnahme an der Beerdigung im Vereinshaus einzufinden. Abmarsch von dort: 11¾ Uhr.

Um zahlreiche Beteiligung ersucht

Der Vorstand.

Konsumverein für Lübeck u. Umg.

e. G. m. b. H.

Eröffnung unserer 4. Verkaufsstelle

Schwartau, Markt 17,

am Mittwoch, den 3. Juli 1907.

Der Konsumverein bietet seinen Mitgliedern seine Waren, wie sämtliche Kolonial- und Bürstenwaren, Tabak und Zigarren, verschiedene Manufakturwaren etc. etc. zu billigsten Tagespreisen in nur guter Qualität.

Die Ueberschüsse werden am Jahresschlusse, im Verhältnis ihres Umsatzes, an die Mitglieder zurückgezahlt.

Mitglied kann jeder werden. Beitrittserklärungen werden in jeder Verkaufsstelle jederzeit entgegen genommen. Das Eintrittsgeld beträgt 50 Pfg., der Geschäftsanteil 30 Mk. Der Geschäftsanteil kann entweder voll, in Raten von 25 Pfg. oder durch Stehenlassen der Rückvergütung eingezahlt werden, jedoch jährlich mindestens 5 Mark.

Es ist somit einem jeden Gelegenheit gegeben, Mitglied des Konsumvereins zu werden, die Vorteile des gemeinschaftlichen Wareneinkaufs zu geniessen und am Jahresschlusse einen nicht zu verachtenden Sparpfennig zu haben, ohne jede Ausgabe, ohne befürchten zu müssen, diesen Sparpfennig extra mit der Ware bezahlt zu haben.

Deshalb, Ihr Hausfrauen von Schwartau, Rensefeld und Umgegend, werdet auch Ihr eure eigenen Händler, indem Ihr dem Konsumverein beitretet, steckt den Profit in Eure eigene Tasche, anstatt in die Taschen der Zwischenhändler.

Der Vorstand.

Verein der Gast- u. Schankwirte für Lübeck u. Umgegend.

11. Verbandstag

des

Norddeutschen Gastwirte-Verbandes

am 2., 3. und 4. Juli 1907

in Lübeck.

Dienstag, den 2., und Mittwoch, den 3. Juli: Verhandlungen in der „Wakenitz-Bellevue"; daselbst wirtsgewerbliche Ausstellungen. Für jeden Teilnehmer frei.

Donnerstag, den 4. Juli: Von nachmittags 3—11 Uhr abends: Konzert in der Forsthalle, Entree 30 Pfg. Von 4 Uhr nachmittags in den Lokalen H. Wendt, F. Muuß und H. Dieckelmann: Tanzkränzchen.

Festkarten für Konzert und Tanzkränzchen 75 Pfg.

Der Festausschuß und Vorstand des Vereins der Gast- und Schankwirte für Lübeck und Umgegend.

Man abonniert jederzeit auf das

schönste und billigste Familien-Witzblatt

Meggendorfer-Blätter

München ⁂ Zeitschrift für Humor und Kunst ⁂ Vierteljährlich 13 Nummern nur M. 3.— ⁂

Abonnement bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. Verlangen Sie eine Gratis-Probenummer vom Verlag, München, Theatinerstr. 47

Kein Besucher der Stadt München

sollte es versäumen, die in den Räumen der Redaktion, Theatinerstraße 47 III befindliche, äußerst interessante Ausstellung von Originalzeichnungen der Meggendorfer-Blätter zu besichtigen.

Täglich geöffnet. Eintritt für jedermann frei!

Vereinigte Butterhändler von Lübeck und Umgegend.

Allerfeinste Meiereibutter kostet Pfund 1,20 Mark.

Gasth. „Drei Kronen"

Fackenburger Markt,

Montag, den 1. Juli:

Grosse Tanzmusik.

Adolf Hübner, Uhrmacher u. Goldarbeit., Fünfhaus. 13

Fackenburg. Liedertafel

Tombola am 30. Juni 1907.

19	28	32	83	124	245	279
289	321	382	386	387	401	402
428	430	453	501	503	573	599
613	629	653	659	663	681	702
778	880	894	905	945	966	969
999	1023	1026	1030	1044	1075	1086
1092	1103	1108	1116	1125	1145	1149
1172	1193	1195	1204	1235	1236	1248
1255	1273	1282	1283	1296	1323	1340
1359	1367	1408	1409	1415	1416	1425
1457	1459	1474	1477	1494	1544	1613
1691	1697	1709	1723	1747	1767	1785
1794	1798	1877	1893	1909	1921	1967
1969	1982	1992	2044	2125	2195	2218
2237	2248	2337	2371	2377	2447	2448
2459	2505	2514	2547	2570	2603	2660
2710	2722	2726	2729	2749	2751	2753
2759	2777	2782	2809	2813	2850	2873
2881	2914	2951	2955.			

Die Gewinne werden am Dienstag, den 2., Mittwoch, den 3. und Donnerstag, den 4. Juli, von abends 8—10 Uhr, bei Paetau in Fackenburg verabfolgt. Die Gegenstände, die bis zum 14. d. Mts. nicht abgeholt sind, verfallen dem Verein.

Arbeiter-Turn-Verein Lübeck.

Die Mitglieder, welche am Kreisturnfest am 13., 14. u. 15. Juli in Hamburg teilnehmen wollen, werden ersucht sich bis spätestens 2. Juli, abends 9 Uhr im Vereinslokal, zwecks Bestellung der Quartiere, anzumelden.

Der Vorstand.

Verband der Fabrik-, Land-, Hülfsarbeiter u. Arbeiterinnen Deutschlands

(Zahlstelle Lübeck.)

Mitglieder-Versammlung

am Dienstag, 2. Juli 1907,

abends 8½ Uhr

im Vereinshaus, Johannisstrasse 50-52.

Tages-Ordnung:

1. Aufnahme neuer Mitglieder.
2. Verschiedenes.

Um zahlreiches Erscheinen ersucht

Die Ortsverwaltung.

Deutscher

Metallarbeiterverband

(Verwaltungsstelle Lübeck.)

Bekanntmachung.

Das Bureau ist von heute ab Morgens von 11–1 Uhr, Nachmittags „ 6–8 „ geöffnet.

Der Vorstand

Wilhelm-Theater.

Dienstag: 42. Abonnements-Vorstellung. Gastspiel Hofschausp. H. Wahlberg.

Das grosse Licht.

Schauspiel in 4 Akten von **Felix Philippi.** Ferleitner — Hans Wahlberg. Im 2. u. 4. Akt: **„Halleluja",** gesungen von Frau Dr. Fuchs-Brandt. Anfang 8 Uhr.

Mittwoch: Zum 1. Male:

Klein Dorrit.

Stadthallen-Theater.

Direktion: **Ludwig Piorkowski.**

Dienstag, 2. Juli, Anfang 8 Uhr: 17. Abonnements-Vorstellung. Gastspiel von **Max Schütz,** sowie Auftreten von Frau Direktor Piorkowski. Mit neuer Kostümausstattung. Zum 2. Male. Durchschlagender Erfolg!

Giroflé — Giroflá.

Operette in 3 Akten von Lecocq.

Mittwoch, 3. Juli, Anfang 8 Uhr: Novität. **Zum 1. Male.** Novität.

Die Hochzeit von Poël.

Komödie in 3 Akten von Georg Engel.

Billetvorverkauf bei Kaibel u. Borchert Breitestraße und an der Theaterkasse.

Verantwortlich für die Rubrik „Lübeck und Nachbargebiete" und die mit P. L. gezeichneten Artikel: Paul Löwigt; für den gesamten übrigen Inhalt: Johannes Stelling. Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer u. Co. Sämtliche in Lübeck.

Beilage zum Lübecker Volksboten.

Nr. 150. Montag, den 1. Juli 1907. 14. Jahrg.

Proletarier der Kunst.

„Einem hochgeehrten kunstliebenden Publikum der Stadt die ergebene Mitteilung, daß ich mit meinem Ensemble nur erstklassiger Kräfte eine Reihe von Vorstellungen im Saale „Zum schwarzen Bären" zu geben beabsichtige. Das Repertoir besteht aus den besten Werken älterer und neuerer Dichter und werde ich auch keine Kosten scheuen, ein p. t. Publikum mit den letzten Novitäten bekanntzumachen. Indem ich noch darauf hinweise, daß die erste Vorstellung am Sonnabend den 5. Oktober stattfindet, erbitte ich für mein Unternehmen gütige Unterstützung und Förderung.

Hochachtungsvoll, ergebenst
Fridolin v. Felsen, Theaterdirektor."

So wäre denn der Thespiskarren wieder einmal aufgeschlagen, die „Rollen" sind notdürftig besetzt: der Heldendarsteller, der Bonvivant, der komische Familienvater und der Intrigant, die „jugendliche" Naive, die immer Äpfel ißt und auf ihr glucksendes Lachen nicht wenig stolz ist, die Heldenmutter und komische Alte, die Vertreterin der sentimentalen Rollen und was sonst zu einem „berühmten" Ensemble gehört. Und nun kann's losgehen.

Das Lokalblättchen hat schon die Rezension über das Stück pränumerando nach einem ersten Berliner Blatt abgedruckt, die Zettel sind gehörig verteilt worden, der Herr Direktor hat sich bei den Honoratioren vorgestellt in Dallesmantel und neu aufgebügeltem Zylinder, und überall verbindliche Worte gehört. Freilich hatte nicht einer ein Dutzend-Abonnement genommen. „Schlechte Erfahrungen von früher; man wolle erst sehen; gerade jetzt Abhaltungen im Geschäft" und ähnliches hatten sie gemurmelt. Nun, es wird ja auch so gehen, man muß den Philistern zeigen, was man kann, und man wird es.

Und so kommt der große Abend heran. Es ist alles in Ordnung hinterm Vorhang. Für den „Salon", in dem sich die Handlung abspielt, ist die gute Stube des Bärenwirts ausgeplündert worden, sogar das Piano der „sängerich" verklagten Bären-Tochter durfte auf die Bretter, die die Welt bedeuten, transportiert werden, nur die Stores von den Fenstern waren von der Bärenwirtin nicht zu haben gewesen. Von sieben Uhr an wird das Guckloch im Vorhang nicht mehr frei, selbst die Soufleuse, die den Inhabern der ersten Plätze insofern einen Doppelgenuß verschafft, daß sie diese jedes Wort vorher hören läßt, bevor es auf der Bühne gesprochen wird, ist bereits in ihren Kasten mit dem Blechdach geschlüpft. Alles ist voll gespannter Erwartung. Aber nicht etwa auf Ehre und Ruhm. Lieber Himmel, Ruhmesgemüse, Lorbeeren sind ihnen längst Schimäre, sie freuen sich wohl des gespendeten Beifalls, aber wichtiger ist ihnen, daß die Kunst Brot bringt. Das haben sie bitter nötig, denn hinter ihnen liegt der Sommer, die tote Saison mit ihrer engagementslosen Zeit, mit Entbehrung und Hunger.

Horch, sie kommen schon! Ach, erst einige Galeriebesucher, junge Burschen und Mädchen, die dort oben im Halbdunkel schäkern, kichern und kreischen. Die bringen mit ihren 25 Pfennig kein Geld, aber besser wie nichts. Jetzt suchen unten einige „Herren" und „Damen" ihre Plätze, nun ist es Zeit, den Kronleuchter in seinem Glanz erstrahlen zu lassen. Nur immer nobel, besonders am ersten Abend, wenn auch das Lichtgeld schmerzt.

Eine halbe Stunde vor acht, dreiviertel acht! Auf den besseren Plätzen sieht es noch immer öd und leer aus, Stühle massenhaft, Menschen wenig, nur die Galerie ist in einer dünnen Reihe von Köpfen umsäumt, meist Freiplätze.

Dann los! Die Lichter am Kronleuchter werden klein, hinterm Vorhang wird es hell, quietschend geht er in die Höhe. Sie geben ihr Bestes da oben. Aber die Stimmen verlieren sich in dem kahlen Raume, schaurig hallen die Tiraden des Heldenvaters wieder, der Naiven bleiben im Angesicht der leeren Stühle die Gluckser und die Apfelstücke in der Kehle stecken und die Witze des humorvollen Vaters werden trocken wie Schafleder. Der Beifall nach den Aktschlüssen schallt dünn und kläglich von der Galerie herab.

Das war kein schöner Anfang. Aber der Redakteur des Lokalblättchens tröstet die kleine Schar; er werde an den Kunstsinn einmal etwas derb appellieren und die Leistungen im besten Lichte darstellen, das könne er ja auch mit gutem Gewissen tun, „man" müsse auch vielleicht den Schwank mehr pflegen, für „dolle" Sachen sei das Publikum hier sehr eingenommen. Auch der Bärenwirt kramt seine Weisheit aus — allerdings erst, nachdem er Saalmiete und Lichtgeld in der Tasche hat — Schwänke und Possen und dann wieder ganz was Trauriges — das sei das Wahre, das ziehe. Da habe im vorigen Jahr der Landwehrverein zu Totensonntag ein Stück aufgeführt: „Am Grabe der Mutter, oder der Kuß um Mitternacht", fein; kein Apfel konnte zur Erde, alles habe geweint, sogar die Spieler. „Ja, so was zieht, das müssen Sie auch spielen."

Sie spielen auch, was „zieht". Aber die Leute kommen nicht. Die Respektspersonen des Städtchens reisen, wenn sie schon einmal ein Bedürfnis nach Kunst haben, in die Provinzialhauptstadt, die Landarbeiter im Orte haben kein Geld, und die wenigen Industriearbeiter unterhalten sich auch besser bei den Dilettantenvorstellungen auf den Vergnügungen; überdies ist ihnen der Saal im „Bären" zu fein, sie fühlen sich da nicht wohl.

Die Künstlertruppe macht die verzweifeltsten Anstrengungen, sich über Wasser zu halten; sie spielen auch in den benachbarten großen Dörfern. Es nützt nicht viel, der „Direktor" bleibt die Gage zum Teil schuldig, die Schauspieler die Miete, die Bissen werden immer kleiner, die Truppe zum Schluß auch — die energischen Elemente verlassen das sinkende Schiff —, und eines schönen Morgens ist die Stätte leergebrannt. Sogar der vorsichtige Bärenwirt liegt mit einer Woche Licht- und Heizungsgeld nebst Saalmiete „ins Essen". Er tobt am meisten über diese Faulenzer und Schuldenmacher, nur einige ästhetische alte Jungfern und einige Backfische senden den Entschwebten einige aufrichtige Seufzer nach.

Und das ist die „Saison"! Wie sieht es nun im Sommer aus? Freilich, die ersten Sterne der großen Bühnen sind im Gebirge oder an der See, die weniger großen gastieren in den Modebädern und an den Sommertheatern der Hauptstädte. Wie geht es aber den Schauspielern dritter und vierter Klasse zur schönen Sommerzeit?

Darüber unterrichtet uns ein Schauspieler, der beim „Elmener Kurtheater" in Gr.-Salze Mitglied war. Er schreibt dem „Schönebecker Tageblatt":

> Direktor Steiner engagierte sich Mitglieder, denen er große Versprechungen machte, die Einnahmen wären allerdings klein, aber man könnte existieren. Wenn aber eine reine Einnahme von 28 Mark war, dann wurde unter 11 Mitglieder (wobei der Direktor und seine Frau eingerechnet sind) auf 14 Teile geteilt, der Direktor nahm sich 5 Teile, also von 28 Mark 10 Mark und 9 Mitglieder bekamen sage und schreibe 18 Mark. In einem Zeitraum von vier Wochen haben die Mitglieder zirka zwanzig Mark verdient, wovon sie nicht leben konnten. Direktor Steiner zog unter anderm von den Einnahmen für die aufgeführten Stücke Tantiemen ab, so für Sherlock Holmes 25 Mark, an Abonnementsgeldern in Groß-Salze hatte er ungefähr noch 27 Mark. Als der Theatermeister durchging, hob er das Verhältnis auf, indem er erklärte, nicht mehr weiter zu spielen. Herr A. Baltes erklärte vorher, er spiele nicht mehr, dadurch war die Vorstellung Sherlock Holmes in Schönebeck unmöglich. Warum erklärte er dies? Weil er vom 11. bis 18. Juni ganze 1,93 Mark — eine Mark dreiundneunzig Pfennig — verdient hat ohne Regiegeld, was 2 Mark betrug. (In acht Tagen also drei Mark und 93 Pfennig. Red. d. „L. V.".) Hätte er, Baltes, gespielt, so hätte der Direktor Steiner seine Kosten und auch seinen Verdienst gedeckt gehabt, aber ob seine Mitglieder etwas zu essen haben, darum kümmerte sich der Herr nicht. Nachdem er das Ensemble auflöste, wollten die Mitglieder, um ehrlich ihrem Beruf nachzugehen, unter sich in Felgeleben eine Vorstellung geben, was Herr Direktor Steiner aber verhinderte, dabei aber, was die Wirtin in der „Eiche" in F. selbst erzählt, noch 1 Mark für Steuer schuldet und nebenbei das den Mitgliedern wahrscheinlich abgezogene Abendbrot, Kaffee usw. auch nicht bezahlte. Bei vielen Vorstellungen, wo nur die Kosten da waren, fragte er nie, ob seine Leute was zu essen haben und ihren Verpflichtungen nachkommen können, und war etwas da, besaß er die . . . . . ., für sich und seine Frau 5 Teile der Einnahmen zu nehmen, er sagt, er nehme das für Führung usw. Die Mitglieder haben also zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel verdient und sitzen alle brotlos da, weshalb es niemand übelnehmen kann, wenn sie Schulden hinterlassen. . . .

Ein trostloses Bild aus Künstlers Erdenwallen. 28 Mark Reineinnahme, das war ein guter Tag, aber der guten Tage waren nur wenige. Der einzige, der noch „günstig" abschneidet, ist der Unternehmer, er zieht außer den unkontrollierbaren Tantiemen für die Dichter noch drei besondere Teile ab für die Führung. Die kleine Schar der Darsteller aber hungert, daß die Schwarten knacken; sie müssen entweder betteln gehen oder Schulden machen und Leute betrügen.

Warum aber im letzten Grunde das alles? Haben wir zuviel Schauspieler, ist das Volk mit Kunst übersättigt, sind es elende Stümper, die da spielten? Sicher nicht. Aber die Schauspieler haben kein Publikum, weil die Masse der deutschen Staatsbürger zu mancherlei erzogen ist, nur nicht zum Verständnis der Kunst. Malerei, Bildhauerei, Ton- und Dichtkunst und die Kunst der Darsteller sind ihr fast fremd. Was sie davon sehen und hören, ist der traurige Abklatsch dessen, was gut, wahr und schön ist. Schlechte Oldruckbilder, geschmacklose Denkmäler, Tanzmusikgedudel, überpatriotische, frömmelnde Erzeugnisse der Poesie und blutige Dilettantenvorstellungen von Leuten, die gern möchten, aber nicht können, und die die Dichterwerke greulich verhunzen.

In dieser weiten, trostlosen Wüste wandern die Jünger der Kunst mit blutigen Füßen und knurrendem Magen, und sie sehen kein Ende ab ihres Elends.

Soziales und Parteileben.

N. **Ein gemeinnütziges Unternehmen.** Wie häufig ist von unseren großen Dichtern der sehnliche Wunsch ausgesprochen worden: sie nicht durch Denkmäler in Stein und Erz, sondern durch Verbreitung ihrer Werke zu ehren. Dennoch ist bis zum Ende des 19. Jahrhunderts niemals der Versuch unternommen worden, diesen Wunsch auf großzügiger Grundlage zu verwirklichen. Erst 1901 wurde die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung begründet, die „hervorragenden Dichtern durch Verbreitung ihrer Werke ein Denkmal im Herzen des deutschen Volkes setzen" will und die ein rein gemeinnütziges Unternehmen unter Ausschluß aller privaten Erwerbsinteressen ist. Die Stiftung, von deren Tätigkeit im letzten Jahre wir kürzlich in einigen kurzen Zeilen Kenntnis nahmen, versendet soeben ihren ausführlichen Jahresbericht. Obwohl derselbe nun jedem Interessenten von der Kanzlei der Stiftung in Hamburg-Großborstel auf Wunsch portofrei zugesandt wird, wollen wir doch einige Stellen aus dem interessanten und lehrreichen Bericht, der von dem Generalsekretär Dr. Ernst Schultze-Großborstel verfaßt und von dem Gesamtvorstand unterzeichnet ist, wörtlich anführen. Der Bericht beginnt mit einem prächtigen Motto Gustav Freytags: „Wer jetzt ein Gedicht von Goethe in die Truhe einer Butterfrau legen wollte, der würde wahrscheinlich etwas Unnützes tun und bei einem „gebildeten" Zuschauer vornehmes Lächeln erregen. Muß das Schönste, das wir besitzen, der Hälfte unserer Nation unverständlich sein? . . . Es gab doch eine Zeit, wo das deutsche Landvolk dieselbe lebhafte Empfänglichkeit für eine edle Poesie hatte, welche wir jetzt als Vorrecht der Gebildeten in Anspruch nehmen möchten." Noch nie hat sich die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung so lebhaft entwickelt wie im Jahre 1906. An kleine Volksbibliotheken konnten gegenüber 24 021 Büchern (in 13 934 Bände gebunden), die 1905 an 610 Volksbibliotheken verteilt wurden, im abgelaufenen Jahre 32 627 Bücher (in 24 480 Bände gebunden) an 718 Volksbibliotheken verteilt werden. Die Verlags-Abteilung hat 6 neue Bände gedruckt und auch für die früher erschienenen Bände guten Absatz erzielt. Nur die Abteilung zur Massenverbreitung guter Volksschriften hat nichts Neues in Angriff

Das goldene Kreuz.

Roman von Karl Benzmer.

2. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

„Gelt, was kümmert Dich der Seemann, Mädchen?" herrschte Frau Lebermann die Tochter, deren Antlitz sich in Purpur tauchte, wegwerfend an. „Hast ja ein Gesicht wie ein gesottener Krebs."

„Nichts kümmert er mich", log Antje stotternd, indem sie sich vor ihr Spinnrad setzte, den Finger naß machte und es surren ließ. „Morgen sticht Hindrick Niemann in See und hat mir'n Abschiedsgruß zugenickt, ich ihm; ist denn das so schlimm?" fügte sie grollend hinzu und schlug das Auge nieder.

„Das weniger; mir schien's aber, als hätte in Eurer Art mehr gelegen, wie sich mit Bekanntschaft verträgt", versetzte die Mutter unwirsch. „Auf Kabellänge müßt ihr beide auseinander bleiben, das laß Dir von mir gesagt sein. Wirst doch dem Burschen keine Grappen in den Kopf gesetzt haben, was? Wollte Dir's nicht raten; pah, ein Findling, den Hans Niemann vor Jahren am Strand aufgelesen hat!"

Antje war empört über diese harten Worte, die eine edle Tat so verunglimpften. Tiefe Wehmut übermannte das liebende Mädchen, das sich von der sonst so herzensguten Mutter einer solchen Härte nicht versehen hätte.

„Was kann der arme Junge dafür?" sprach sie betrübt. „Der Hindrick ist ein ganzer Mann geworden und wird seinen Kurs so sicher steuern, wie einer!"

„Du scheinst das sehr genau zu wissen, Kind", erwiderte Frau Lebermann erregt, „ein Tunichtgut ist er und arm wie eine Kirchenmaus."

„Niemand wird ihn eines schlechten Streiches zeihen können, Mutter, und für seine Armut kann er nicht", nahm Antje den geliebten Mann, für den sie mit ihres Herzens vollem Schlage einzutreten sich berufen fühlte, in Schutz. „Was hat Dir der arme Junge getan, daß Du ihm grollst?" fügte sie unwirsch hinzu und stoppte ihr Rad mit kurzem Ruck.

„Nichts hat er mir getan, und ich will ihm raten, daß er mir nicht in dem Fahrwasser kreuzt, wo ich zu kommandieren hab'; mich würd's sehr aufbringen, verstehst Du mich?" zürnte die Alte und trat ihr Rad so fest, daß ihr der Faden abriß.

„Jesus, Mutter, wie bist Du mit'n Mal dreikantig gegen den armen Kerl, der so jung schon Steuermann geworden ist, trotzdem er zwei Jahre hinter dem Ladentisch gestanden hat! Hast mir nicht hundertmal selber gesagt, der Hindrick sei ein schmucker Bursche, weißt' noch? Und er hätt' so' was besonderes und vornehmes an sich?" entgegnete Antje, und eine Blutwelle flog ihr ins Gesicht. „Soll denn das jetzt alles nicht mehr wahr sein?"

Erregt sprang Antje vom Stuhl auf, und machte Miene, sich zu entfernen, die Mutter vertrat ihr jedoch den Weg.

„Poztausend, was muß ich hören!" brauste sie zornig auf. „Du legst Dich für den Findling ins Mittel, als ob zwischen Euch alles klipp und klar wäre, so was lebt nicht! Nimm Dich in Acht, Mädchen, die Kindereien haben ein Ende, was soll das länger noch? Und damit Du es genau weißt, Dein Mann wird mal der reiche Niclas Bradhering, kein anderer. So, nun geh!"

Stolz trat Antje vor die Mutter hin; es beglückte sie, für ihren Lieben mutvoll eintreten zu können, und keck erwiderte sie:

„Noch sehr lange werd' ich mir das überlegen, Mutter, denn zum Heiraten gehören zwei, und beide müssen wollen, sonst wird im Leben nichts draus."

Kaum gesagt, drehte sie sich kurz um, verließ die Westerstube und ging in die Süderstube hinüber, wo eben Gäste eingetreten waren. Zum Zerspringen voll war ihr das Herz von Weh- und Demut.

Frau Lebermann heftete grollend den abgerissenen Faden wieder an den Flachswosken und ließ ihr Rad surren, aber sehr langsam, denn das eben Erlebte gab so intensiv zu denken, daß es zeitweilig ganz still stand. Widerwillig zwang sich der eigenwilligen Frau die Überzeugung auf, daß ihr Hoffnungsschiff in eine Brandung geraten sei und daß sie, da Antje ein obsternatisches Ding war, viel zu tun haben werde, um es wieder flott zu machen.

Es mußte aber geschehen, wie hätte sie ihr schönes reiches Mädchen je einem Findling, von dessen Herkommen niemand das Geringste wußte, an den Hals geworfen? Niemals, und alle Kraft wollte sie daran setzen, diesem übelstande zu begegnen.

5.

Es wurde der Frau Lebermann bei ihrem Nachdenken sonnenklar, daß zwischen ihrer Antje und dem schmucken Findling schon seit längerer Zeit ein Liebesverhältnis bestanden haben müsse, denn nicht vom Fleck kam der Niclas Bradhering mit dem wetterwendischen Ding, das ihn nur zum Narren hatte. Immer wie auf den Mund geschlagen war er, wenn ihn das Mädchen anschaute, und ihr Mann schaute schmunzelnd drein, anstatt endlich ein Machtwort zu sprechen. Sogar mit in die See hinaus nahm er das Mädchen, um ihm beim Fischen zu helfen, er ließ Antje tun, was sie wollte.

Bis zu diesem Abschnitt ihrer Betrachtungen, die dem Hoffen der Tochter nicht viel Spielraum gaben, war Frau Lebermann im Grübeln gekommen, als plötzlich durch das Fenster ein Schatten in die Westerstube tauchte und sie im Aufschauen wahrnahm, daß ihr Peter zwei Ruder und eine Bootstakellage von der Schulter hob und an der Wand aufrichtete.

Eiligst lief Antje herbei und half ihrem lieben Vater mit kundiger Hand bei seiner Entlastung. Dann schlang sie die runden Arme um seinen nervigen Nacken und liebkoste ihn, wobei sie mit Tränen rang. Der Alten in der Westerstube gab es einen Stich durchs Herz, als sie ihr Kind so traut mit ihrem Peter verkehren sah, wie sie es lange nicht mehr mit ihm getan.

„Vieltausend Mal grüßt Dich Hindrick Niemann, mein Herzensvater," raunte ihm Antje leise in's Ohr.

Der Alte zog sie mitfühlend an sich und sah ihr treu in das klare Auge.

„Gott schütze den guten Jungen, und Du, mein Liebling, sei frohen Mutes, es kommt wie der Herr will," sprach er liebevoll und trat in die Westerstube.

„Gu'n morgen, Mariek!"

Mit diesen Worten warf er den Südwester auf den Tisch, zog Busserun und die Pumphosen ab und drückte der Mutter, der er den Unmut von den Augen ablas, derb die Hand.

„Bist wieder klatschnaß, Peter," schmollte Frau Lebermann und räumte die Kledage, die Peter eben abgelegt, fort, denn die Ordnung und Sauberkeit ging ihr über alles.

„Hm, Mutter, mich packte ein Störger, und um ein Haar hätte er mich zum „Kentern" gebracht," entgegnete Lebermann.

nehmen können, weil alle verfügbaren Kräfte von der Stiftung außer für die Tätigkeit der beiden erstgenannten Abteilungen für die Werbung neuer Mitglieder verbraucht worden sind. Es ist zu diesem Zwecke ein besonderes Werbeamt geschaffen worden, das lediglich die Aufgabe hat, sich an alle möglichen Personen zu wenden, bei denen auf Interesse für die Stiftung zu hoffen ist, und sie um Beitritt zur Stiftung zu bitten. Das Werbeamt hat im Laufe des Jahres 1906 nicht weniger als 6880 Briefe und ebensoviele Probebände der „Hausbücherei" versandt. Die Zahl der persönlichen Mitglieder der Stiftung ist nun dadurch von 984 auf 2854, d. i. auf mehr als das Dreifache gestiegen. Die 790 Ortsgruppenmitglieder sind dabei noch nicht mit eingerechnet. Die Abrechnung der Stiftung für das Jahr 1906 schließt in Einnahmen und Ausgaben mit je 41 758,73 Mark, wozu noch die besondere Abrechnung der Verlags-Abteilung hinzutritt, die das kaufmännische Rückgrat der Stiftung darstellt, und die in Einnahmen und Ausgaben je 44 511,01 Mark zu verzeichnen hatte. Der schon im vorigen Jahresbericht zum Ausdruck gebrachte Wunsch der Stiftung, sich ein eigenes Haus bauen zu können, hat aus Mangel an Mitteln noch nicht verwirklicht werden können. Von den Bücherverteilungen der Stiftungen an kleine Volksbibliotheken war schon die Rede: es waren 718 Sammlungen, die 32 627 Bücher in 24 480 Bänden enthielten. Im ganzen hat die Stiftung bisher in der kurzen Zeit ihres Bestehens 74 711 Bücher in 49 362 Bänden verteilt. Übereinstimmend sind die Urteile der Bibliotheken über die vortreffliche Ausstattung der Bücher, insbesondere über die „Dermatoid"-Einbände, die sehr schmuck aussehen, in verschiedenen Farben gehalten sind, nicht schmutzen und sich leicht mit Wasser abwaschen lassen. Die Zahl der Bewerbungen kleiner Volksbibliotheken um Zuwendung von Büchern ist so mächtig gewachsen, daß es der Stiftung kaum möglich gewesen ist, die Hälfte davon zu berücksichtigen. Wird doch die Zahl der allein im Deutschen Reiche bestehenden kleinen ländlichen Volksbibliotheken von dem Generalsekretär der Stiftung auf 5000 bis 6000 geschätzt! Die Verlags-Abteilung hatte bis zum Jahre 1905 15 Bände der bekannten „Hausbücherei" herausgegeben, darunter die schöne Auswahl von Goethes Briefen von Wilhelm Bode-Weimar und das schon jetzt allbekannte „Deutsche Weihnachtsbuch". Nichts aber hat der Stiftung so sehr das Interesse und die Gunst der Öffentlichkeit verschafft wie die Herausgabe dieser Sammlung. Die schmucken und billigen Bände haben schnell in allen Ständen warme Anhänger gefunden, und jeder neue Band der „Hausbücherei" hat der Stiftung viele neue Mitglieder zugeführt. Auch die Ortsgruppen-Abteilung hat lebhaften Aufschwung genommen. Eine große Anzahl neuer Ortsgruppen ist begründet worden; mehrere dieser neuen Gruppen haben sich als ganz besonders tätig erwiesen: so die Gruppe von Fräulein Gertrud Karnstädt in Lüneburg mit 74, die Gruppe von Fräulein Martha Ziegler in Karlsruhe mit 56 Mitgliedern. Unter den älteren Ortsgruppen ist die des Herrn Fabrikbesitzers Arthur Riemerschmied in München-Pasing mit 57 Mitgliedern eine der tätigsten; es folgen Freiburg, Reutlingen, Lahr i. B., Gera usw. usw. Die Stiftung schließt ihren Jahresbericht, aus dem wir hier nur kurze Abschnitte herausgreifen konnten, mit dem Ausdruck der Freude darüber, daß das Jahr 1906 ihr einen Aufschwung gebracht habe, wie er ihr bis dahin noch nie zu teil geworden sei. Die tatkräftige Anspannung ihrer Kräfte zur Verteilung guter Bücher an Volksbibliotheken sowohl wie zum Druck eigener Werke, wie endlich zur Gewinnung neuer Mitglieder haben ihr Erfolge verschafft, die sie jetzt mit der Siegeszuversicht erfüllen, daß ihre Entwickelung weiter in stark ansteigender Linie erfolgen wird „und daß auf die fünf mageren Jahre nun unzählige fette folgen werden". Wir schließen uns diesem Wunsche auf das wärmste an. Denn die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung hat durch ihre energische und kluge Tätigkeit gezeigt, daß die stattlichen Erfolge, die sie jetzt aufzuweisen hat, sich in den nächst Jahren wiederholen, ja wohl noch steigern werden. Wir haben es hier mit einer Einrichtung von größter nationaler und kultureller Bedeutung zu tun, der viele Tausende neuer Mitglieder — der Mindest Jahresbeitrag von 2 Mk., für den noch ein Buch gewährt wird, ist ja ganz außerordentlich gering — zu wünschen sind. Hoffen wir, daß das Mitgliederverzeichnis im nächsten Jahre noch stärkeren Umfang annimmt als schon diesmal.

Die Berliner Bauunternehmer in der Klemme. Das „B. T." berichtet über den Kampf im Berliner Baugewerbe: „Trotz der hoffnungsvollen Haltung, die beide Parteien in der Öffentlichkeit einnehmen, um den Gegner zu entmutigen, ist auch auf seiten der Arbeitgeber eine gewisse Enttäuschung über den bisherigen Verlauf des Kampfes unverkennbar. Die Arbeitgeber, die durch den „Verband Berliner Baugeschäfte repräsentiert werden, hatten frohgemut den Fehdehandschuh, den ihnen die Arbeiter durch Aufstellung der Forderung der „Achtstundenarbeit" hingeworfen hatten, aufgenommen. Sie hofften, daß die Aussperrung endlich einmal reinen Tisch im Berliner Baugewerbe machen werde, daß die Unsicherheit der Kalkulation — eine Folgeerscheinung der beständigen Neuforderungen der Arbeiter — endlich beseitigt werden würde. Sie hatten ferner die Hoffnung, daß der Kampf rationellere Verhältnisse im Berliner Baugewerbe dadurch schaffen würde, daß er die ungesunden Elemente eliminierte. Von diesen Hoffnungen des Baugewerbes scheint bisher nicht eine einzige Erfüllung gefunden zu haben. Der Verband Berliner Baugeschäfte und die verschiedenen Industrien, die als Lieferanten für das Baugewerbe in Betracht kommen, hatten am Beginn des Lohnkampfes eine Einstellung der Lieferungen für das Berliner Baugewerbe und teilweise eine Schließung der Betriebe in Aussicht genommen. Mörtel, Ziegel, Holz, Träger usw. sollten — so war es beabsichtigt gewesen — in Berlin während der Dauer der Aussperrung nicht zu haben sein. Abnehmer dieser Industrien bestanden vielfach auf Erfüllung der eingegangenen Lieferungsverpflichtungen und sie konnten darauf bestehen, weil, wie die Gerichte wiederholt festgestellt haben, im Fall einer Arbeiteraussperrung der Einwand der force majeure nicht erhoben werden kann. Ein Teil dieser Baugeschäfte, die außerhalb des „Verbandes Berliner Baugeschäfte" stehen, hat die Forderungen der Arbeiter in wesentlichen Punkten bewilligt, und so schießen denn im Osten Berlins, ganz besonders aber in Rixdorf neue Häuser in die Höhe, die Überproduktion im Berliner Baugewerbe nimmt weiter zu. Der Versuch der die Rohstoffe für das Baugewerbe liefernden Geschäfte, durch Ablehnung jeder Kreditgewährung die minderwertigen Bauunternehmer zur Einstellung ihrer Tätigkeit zu zwingen, muß als mißlungen bezeichnet werden. . . . So kam es, daß die Mörtelwerke, die Ziegeleien, die Fuhr- und Ausschachtungsgeschäfte, kurz alle jene Betriebe, die für das Baugewerbe arbeiten, gezwungen wurden, die ursprünglich geplante Betriebseinstellung fallen zu lassen und partiell weiter zu arbeiten. Ein derartiger partieller Betrieb stellt sich aber naturgemäß sehr teuer. Die Firmen, die zu dieser Art der Betriebsführung genötigt sind, erleiden fast durchweg bedeutende Verluste. Aber damit sind die ungünstigen Wirkungen, die die Aussperrung für die Arbeitgeber gehabt hat, noch nicht erschöpft. . . . Es hat vielfach eine Prolongation der Fälligkeiten auf drei Monate stattgefunden. Überall war freilich ein solches Entgegenkommen der Lieferanten gegen ihre Abnehmer nicht möglich, und so haben denn die Wechselklagen im Berliner Baugewerbe stark zugenommen. . . . — Die Arbeiter können mit dem Verlauf des Kampfes zufrieden sein: ihre Taktik hat sich glänzend bewährt.

Scharfmacherei im Posamentiergewerbe. Die Unternehmer der Posamentenindustrie hielten in den Tagen vom 22. bis 24. Juni in Berlin ihren „Vierten Verbandstag deutscher Posamentierer" ab. Die Verhandlungen, die da gepflogen wurden, betrafen hauptsächlich, wie aus einem Bericht des „Vorwärts" hervorgeht, die Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Aus allen Teilen Deutschlands waren die Posamentierwarenfabrikanten zusammengekommen, um zu beraten, wie man gemeinsam dem „Übermut" der Gehilfen entgegentreten könne. Sollen Tarifverträge mit den Gehilfen abgeschlossen werden? Über diese Frage wurde aus Anlaß eines Antrages der Leipziger Innung ein langes und breites debattiert, ohne daß es zu einem bindenden Beschluß kam. Die meisten der Berliner Unternehmer versprechen sich bis auf weiteres keinen Nutzen von solchen Verträgen. Schneider-Würzburg erklärte sich aufs entschiedenste gegen alle Tarifverträge. Die seien, so meinte er, immer nur bindend für die Arbeitgeber, nie für die Arbeitnehmer. Die in Hamburg bestehenden Verhältnisse wurden von Matthei-Hamburg geschildert. Dort seien Tarifverträge das einzige Mittel, um mit den Arbeitern in Frieden auszukommen. Allerdings habe sich bis jetzt noch keine Gelegenheit geboten, im Ernstfalle die Probe zu machen. Demgegenüber behauptete Walter-Hamburg, tatsächlich dürfe dort der Arbeitgeber nicht mucksen, sonst würde auch dort der Bruch fertig sein. Hätten in Berlin die Gehilfen mehr Erfolg gehabt, so wäre es auch in Hamburg sofort losgegangen. Gülland-Leipzig warnte, Tarifverträge von Verbands wegen abzuschließen. Matthei-Hamburg hob nochmals hervor, daß Tarifverträge doch auch im Interesse des Arbeitgebers liegen, da er sich anders nicht vor Überrumpelung durch die Gehilfen schützen könne. In der Abstimmung wurde dann mit sehr großer Mehrheit beschlossen, daß der Abschluß von Tarifverträgen den einzelnen Vereinigungen freizustellen sei. Es folgte die Beratung eines Antrages des „Westdeutschen Verbandes (Elberfeld)", der die Schaffung eines Zentralverbandes empfahl. Der Antrag wurde begründet von Herrn Nasse, dem Generalsekretär des Deutschen Arbeitgeberverbandes. Gülland-Leipzig befürchtete, das werde weiter nichts als ein Grossistenverband werden, dem die kleineren Fabrikanten fernbleiben würden. Doch Herr Nasse beschwichtigte, gerade das kleine Handwerk solle durch diesen Zusammenschluß geschützt werden, es bedürfe der Stütze und werde sie an der Großindustrie finden. Diese Nassesche Idee eines bewaffneten „Friedens" fand Beifall besonders bei den Berliner Fabrikanten. Wagler-Berlin sprach offen aus, daß es heute vor allem darauf ankomme, den Gehilfen den Arbeitsnachweis aus den Händen zu winden. Das könne aber nur durchgesetzt werden, wenn man sich einem Arbeitgeberschutzverband anschließe. In der weiteren Debatte wurde unter anderem von Gülland-Leipzig geklagt, daß der einzelne nichts riskieren könne, weil ihm, wenn es bei ihm zum Streik komme, der liebe Nachbar die Kundschaft wegschnappe. Schließlich wurde ohne Widerspruch ein Antrag Nasse angenommen, der dahin lautete, daß der Zusammenschluß der Arbeitgeber zu fördern und weiter auszubauen und der Anschluß an den deutschen Arbeitgeber-Verband in Erwägung zu ziehen sei. Die Arbeitsnachweisfrage, die in der Debatte über die Zentralverbandsfrage schon berührt wurde, erfuhr eine spezielle und eingehende Erörterung in der Debatte über einen Antrag der „Freien Vereinigung Hamburg Altona", der die Einführung eines paritätischen Arbeitsnachweises über ganz Deutschland forderte. Matthei-Hamburg gab die Begründung dieses Antrages. In Hamburg sei der Nachweis in den Händen der Gehilfen, das bedeute eine drückende Abhängigkeit der Arbeitgeber von der Gehilfenschaft. Man wolle „sich nicht gleich auf das hohe Pferd des Fabrikantennachweises setzen", aber mindestens ein paritätischer Nachweis müsse angestrebt werden, am besten für ganz Deutschland und zwar durch den Verband. Otto-Berlin bezeichnete das als unmöglich. Die Gehilfenschaft sei es, die den paritätischen Nachweis nicht wolle, das gelte z. B. besonders für Berlin. Herr Nasse meinte, der paritätische Arbeitsnachweis sei eine wahre Zuchtrute für die Arbeitgeber, die Parität stehe da nur auf dem Papier. Er könne nur raten, daß die Arbeitgeber sich ihren eigenen Nachweis zu schaffen suchen. Diese Ansicht fand ziemlich allgemeinen Beifall und wurde noch von mehreren Rednern vorgetragen. Walter-Hamburg klagte, die Hamburger Gehilfen würden sich in das Fäustchen lachen, wenn es nicht gelinge, auf dem Verbandstage eine Änderung des bisherigen Zustandes anzubahnen. Die zaghaften Hamburger wurden von Engel-Berlin ermuntert, es um ihres Arbeitsnachweises willen zum Kampf kommen zu lassen. Ganz Deutschland werde ihnen beistehen. Er selber erkläre sich bereit, ihnen Streikarbeit zu liefern, wenn es in Hamburg losgehe. Auch Otte-Berlin versicherte, Hamburg könne auf die deutschen Posamentierer zählen. Da stieg den Hamburgern der Mut. Sie erkannten, daß ihre einstweilige Forderung, wenigstens einen paritätischen Arbeitsnachweis zu kriegen, den Unternehmern der deutschen Posamentenindustrie zu wenig war — und so zogen sie ihren Antrag zurück. Für die Abhaltung des nächsten Verbandstages wurde Hamburg vorgeschlagen. Die Hamburger wendeten ein, sie fühlten sich daheim doch noch nicht stark genug, aber die Mehrheit war anderer Meinung und beschloß, schon für das nächste Jahr Hamburg zu nehmen.

„Christliche" Unternehmer gegen „christliche" Arbeiter. Der Bergarbeiterstreik im Minettegebiet hat nun noch ein unangenehmes Nachspiel, denn der Verein zur Wahrung der bergbaulichen Interessen für Lothringen hat die Aussperrung von etwa 300 Bergleuten veranlaßt, die der christlichen Gewerkschaft angehören. Es sollen

---

indem er sich seine Smök anrauchte und erschöpft in seinen Sorgenstuhl sank.

Nachdem er seiner erregten Frau in kerniger Seemannssprache das Ergebnis und die Gefahren seiner mühevollen Fahrt beschrieben, bedauerte er ahnungslos, daß seine kleine Antje nicht mit in der Jolle gewesen, um ihm beizustehen; mit diesen Worten schleuderte er aber die glimmende Kohle in ein Pulverfaß.

„Laß doch fürder das Mädchen davon ab, Peter," fuhr die geärgerte Frau zornig auf. „Nichts als Narrheiten hat sie mehr im Kopf! ich will sie aber lehren, die wetterwend'sche Deern, wenn sie mir über die Strenge schlägt, warte!"

„Was ist nun wieder los, Mutter? Und warum hast Du Dich, als hätte der Himmel plötzlich ein Loch bekommen?" höhnte Peter, dem auch die Galle ins Blut ging. „Solltest Gott im Himmel danken, daß er uns die eine gelassen, drei hat er uns genommen, und ist sie nicht 'ne Prachtdeern, was? Müßtest es mal sehen, wenn sie mit mir auf das Meer hinausgeht: fürwahr, es ist 'ne Lust ihrem Hantieren zuzusehen! Das hat Hand und Fuß mit der Kleinen; mir lacht dabei oft das Herz im Leibe: immer geht's mit einem Wuppdich und schlippen läßt sie nimmer, ob sie auch klatschnaß dabei wird und — — — — —"

„Mir geht es wider den Strich, Peter, daß ihr Sinn nur auf Seemannsarbeit gerichtet ist," unterbrach ihn Frau Mariek zornig. „Ist das nicht gegen die Natur des Weibes? Von Kind an war es so, immer mußte die Antje in der Jolle die erste sein, wenn's hinausging, mochte die See auch haushoch klatschen. — O mein Gott, welche Angst hab' ich manchesmal ausgestanden! Oder meinst Du, daß das Mutterherz kein Empfinden hat? Auch macht das Meer unsere Tochter der Frauenpflicht ganz abwendig; Peter, wo soll das schließlich hinaus?"

Mariek hatte sich ganz außer Atem gesprochen und dabei bitterlich geweint. Mißmutig kraute sich Peter hinter den Ohren, denn seine Alte hatte im Grunde genommen ganz recht.

„Bist heut' nicht bei guter Laune, Mutter, was ist Dir in die Krone gestiegen?" fragte Lebermann treuherzig. „Weißt Du, unsere Antje wird 18, und sie ist gesund wie ein Fisch im Wasser, laß das Mädchen doch!"

„Und wenn ihr zwei beide 'mal draußen bleibt, was dann, Peter?" sprach die Gequälte mit bebenden Lippen und immer noch weinend. „Weißt Du, das ist all's schon dagewesen, und die See ist ein tückisch Element. Hast Du nicht selber schon 'mal fadentief dreingelegen, was? Und kurz und gut, fortan läßt Du mir mein Mädchen im Haus, wo sie andere Pflichten zu erfüllen hat. Solltest fürder lieber selber im Nest bleiben, Geld haben wir und unser Krug nährt uns so reichlich!

„Kann nicht davon loskommen, Mutter; immer zieht es mich mit Sturmesgewalt wieder hinaus. Wo wär ich aber jetzt selbst, wenn ich damals unsere Antje nicht mitgenommen hätt', wo? — Hat sie mich nicht bei den Haaren gepackt, die mutige Deern, und mich so lang über Wasser gehalten, bis die andern herankamen?" fügte Peter wehmütig hinzu. „Meinetwegen magst Du sie jetzund zu Haus behalten, werd's schon allein machen. Warum bist Du denn heut so versessen auf unser Kind, Mutter?"

„Weils eben seinen guten Grund hatte, daß sie nicht auch heut mit Dir hinausging, Peter," gab Frau Mariek unwirsch zurück. „Was nämlich dem Hans Niemann sein Hindrick ist, weißt Du, der Findling, denk Dir, heut früh hat er mit seiner Seekiste Gongitz verlassen. Ich bin froh, daß der Jung über alle Berge ist, denn glaub mir, unsere Antje hält es mit ihm. — Rot wurde sie bis an die Haarwurzeln, als er vorbeijackelte, und flennte verstohlen; sag', Peter, wo soll das hinaus?"

„Mir ist's nicht zuwider, Mutter", erwiderte der Alte phlegmatisch, „laß sich die Kinder doch lieb haben! Hast aber in den döfigen Niklas von der Scheide 'n Narren gefressen; pah, mein Lebtag nähm' ich den Fatzke nicht, wenn ich Antje wär'! Na, sie läßt ihn auch schön ablaufen, den Tolpatsch!"

„Was, Peter?" schrie Frau Lebermann wütend, indem sie wie eine Furie vom Stuhl aufsprang, das Spinnrad von sich stieß, die dicken Fäuste auf die runden Hüften stemmte und dann vor den Alten hintrat. „So sprichst Du heut, und doch hast Du mit dem Niklas seinem Vater längst schon die Freite seeklar gemacht? So was lebt nicht! Am End' brächtest Du es über Dich, unser einzig Kind einem Findling zum Weib zu geben, nicht? Daraus wird nichts, denn für jeden hängt meine Antje nicht aus, das merke Dir, Peter!"

„Und ich hasse in solchen Dingen den Zwang wie die Sünde, Mariek, das merke auch Du Dir", entgegnete unwirsch der Alte, der instinktiv durchfühlte, daß sein Kind auf seine Hilfe rechnete. „Was hab ich mit dem Bradhering von der Scheide geredet, was? Meinetwegen, hab' ich gesagt, wenn meine Antje 'ne Landratte zum Mann will, sonst nicht. Meinst nicht, daß dem Bauern unser Geldsack im Auge steckt, obwohl er selber genug hat? Was soll sie aber mit dem Menschen, wenn sie ihn doch absolut nicht mag, Mutter? Den Teufel auch, gezwungen soll mein einzig Kind nicht werden, das tut nimmer gut!"

Unwillig wandte sich Lebermann ab und war seelensfroh, daß er seiner Mariek auch 'mal die Zähne gezeigt habe. Es überkam sie plötzlich, als ob sie bis an den Hals in der Brandung stecke, förmlich aus Rand und Band war sie über die Sinneswandlung ihres Mannes. Grollend faltete sie die Hände im Schoß und starrte wortlos vor sich hin; wie gelähmt war ihr die Zunge. Nicht aber entmutigte sie diese Konsequenz, wußte sie doch mit dem Instinkt des schlauen Weibes, daß Antje selbst den Vater, dessen ganze Freude sie war, beeinflußt habe.

Auf hoher See hatte ihm die kleine Wetterhexe die weiche Seele abgenommen und ihrer Liebe zu dem schmucken Findling geneigt gemacht, das war sonnenklar. Die Vermutung fachte in der Mutter die Kohle zur lichten Flamme an und gab ihr die Spannkraft, alles an die Verkörperung ihres Ideals zu setzen. Ohne ein Wort mehr über die Sache zu verlieren, stellte sie ihr Spinnrad zu Seite und verließ die Westerstube.

6.

Antje wiegte ihr Herz nicht mit Illusionen, da sie voraussah, daß sich über ihrem Haupte dunkle Wolken zusammen zogen. Mutig wollte sie ausharren in treuer Liebe. Der Vater hatte ihr verstohlen den Inhalt seines Gesprächs mit der Mutter offenbart; so schwer ihr auch der Verzicht wurde, in ihr reifte der feste Vorsatz, nicht mehr mit dem lieben Alten aufs offene Meer hinauszugehen. Ach, wie oft war sie sein Schutzgeist gewesen im Kampf mit dem tückischen Element, und wie jammerte es sie, daß er fortan ohne sie hinausmußte, der gute Vater!

Unermüdet wirkte sie nun innen und außen den ganzen Tag mit einer Ausdauer, daß der Mutter das Herz im Leibe lachte; spielend flog dem lieblichen Mädchen die Arbeit aus der Hand.

Frau Lebermann dachte bei sich: „Aus dem Herzen, aus dem Sinn" und tröstete sich mit dem Gedanken, daß der Findling erst übers Jahr wieder heimkehre, vielleicht auch später oder gar nicht. Natürlich mußte der Niklas Bradhering mehr aus sich herausgehen, der mundfaule Junge, sonst ward nichts daraus, da ihn der Findling so sehr in den Schatten stellte.

So philosophierte die Mutter, die mit ihrem eigenen durch den Zahn der Zeit verknöcherten Herzen rechnete. Sie selbst, die einst so bildschön gewesen war, daß sie ungezählte Herzen entflammt hatte, baute auf ihre Mitwirkung und auf das Walten des Geschickes, das schon manches phantastische Traumbild zertrümmert hat.

Für die plumpe Liebeswerbung jenes Burschen von der Scheide hatte Antje eine so verächtliche Reserve, daß dem Verzagten trotz Frau Lebermanns Zureden der Mut verging, ernstlich vorzugehen. Obwohl er jeden Abend in den Krug kam, gewann er doch keinen Zoll breit Boden und verstrickte sich immer tiefer in Antje's Zauberbann. Frau Lebermann war wütend über die Unbeholfenheit dieses Menschen. (Fortsetzung folgt.)

das nur Deutsche sein. Die Ausländer, auch wenn sie am Streik beteiligt waren, sind von dieser Maßregel nicht betroffen. Es soll sich dabei auch durchweg um ältere Arbeiter handeln, die schon 15 bis 30 Jahre auf den Gruben gearbeitet haben.

Wie man streikende Arbeiter behandelt. In Dortmund führen die Klempner und Installateure einen hartnäckigen Lohnkampf. Das Verhalten der Streikenden ist musterhaft. Dies scheint den journalistischen Knechten des Unternehmertums nicht zu passen. In perfider Weise sucht man die Streikenden in der öffentlichen Meinung herabzusetzen. Man ist auf den niederträchtigen Kniff verfallen, etwa vorkommende Diebstähle, wie sie auf Neubauten zu allen Zeiten vorgekommen sind, nun auf einmal den Streikenden zur Last zu legen. Die „Dortmunder Zeitung", ein nationalliberales Blatt, bemerkte zu einem Diebstahl von Bleirohr: „Die Diebe scheinen Fachleute zu sein." Und die fromme „Tremonia", ein Zentrumsblatt, schrieb: „Es scheint, als wenn einige streikende Klempnergesellen die Hand im Spiele haben." Es liegt gegen die Streikenden auch nicht der Schatten eines Verdachts vor. Jedes Wort der Kritik würde diese Perfidie der Kapitalistenpresse nur abschwächen. An einem der letzten Abende ging an einem Neubau ein Streikposten auf die heimkehrenden Arbeitswilligen zu und suchte sie in durchaus sachlicher Form über die Sachlage aufzuklären. Da zog einer der Streikbrecher eine Kette mit einer Schraube und schlug auf den Ahnungslosen ein. Zwei in der Nähe befindliche Kameraden des Streikenden kamen diesem zu Hilfe. Obwohl sie sich darauf beschränkten, ihrem Kollegen zu helfen, wurden zwei von ihnen verhaftet. Der Schläger ging ruhig nach Hause. — Kommentar überflüssig!

Was man Kellnern zu bieten wagt! Typisch für die niedrige Einschätzung der Kellner ist nachstehendes Schriftstück, auf Grund dessen in einer Wirtschaft zu Mannheim 100 Kellner für das Hauptrestaurant gesucht werden zur Bedienung der Großabnehmer der Sunlight-Seifenfabrik. Das Schriftstück lautet wörtlich:

Unterzeichnete Kellner erklären sich durch ihre Unterschrift bereit: Gegen eine Bezahlung von 3 Mk. ein Essen im „Rosengarten" und ein Bierbankett auf der Terrasse des Hauptrestaurants am 27. 6. zu servieren. Gleichzeitig erklären sie sich einverstanden, sich beim „Gewichtwerden" von Weintrinken das Salair einbehalten zu lassen. Außer der Bezahlung von 3 Mk. ist ein Trinkgeld des Festgebers garantiert.

Der Antritt hat früh um 7½ Uhr zu erfolgen.

Die Kellner erhalten Kaffee, Frühstück, Mittag und Abendessen und zwei Glas Bier.

Gezeichnet:

Fr. Melchior. — Rehfuß.

Eine derartige Einschätzung würde sich eine andere Arbeiterschaft wohl nirgends bieten lassen, und jeder industrielle Unternehmer, der unter solchen entwürdigenden Bedingungen Leute suchte, hätte die sofortige Sperre über seinen Betrieb zu gewärtigen. Suchen wir nach einer Erklärung des Falles, so finden wir als Hauptursache das demoralisierende Trinkgelderunwesen und als allerersten Grund die völlige Gleichgültigkeit einer sehr großen Anzahl von Kellnern der gewerkschaftlichen Organisation gegenüber, resp. deren Verweilen in Organisationen, die lediglich als Unternehmerschutztruppe in Frage kommen. Wenn sich endlich einmal die Kellner aufraffen und sich der einzigen modernen Organisation in ihrem Berufe, dem Zentralverbande, anschließen, dann wird ihnen eine Demütigung, wie sie ihnen in dem oben abgedruckten Schriftstück zugemutet wird, in Zukunft erspart bleiben.

Faule Gründe. Nachdem die Kommission für Arbeiterstatistik die elenden Verhältnisse in Bäckereien bloßgelegt hatte, entschloß sich bekanntlich endlich am 4. März 1896 der Bundesrat auf Grund des § 120e der Gewerbeordnung eine Verordnung für die Bäckereibetriebe zu erlassen, durch die — abgesehen von den Ausnahmebestimmungen für Festzeiten — die tägliche Arbeitsschicht der Gehilfen auf 12 Stunden festgesetzt und zugleich bestimmt wurde, daß die Anzahl der Schichten für jeden Gehilfen in der Woche nicht mehr als sieben betragen dürfe. Die Verordnung war in jeder Richtung unzulänglich; dennoch stieß sie bei den Bäckermeistern auf schärfste Opposition, die sich noch steigerte, als im Sommer 1900 die preußischen Ministerien des Innern und des Handels einen Verordnungsentwurf aufstellten, der zur Verhütung der häufigen Schweinereien in den Bäckereibetrieben gewisse Minimalanforderungen an die Einrichtung solcher Betriebe stellte. Seitdem hat es an Protesten gegen die Beschränkung „der Freiheit des Bäckereibetriebes" nicht gefehlt. Auch der dieser Tage in Aachen abgehaltene Verbandstag des Zweigverbandes Rheinland des Zentralverbandes deutscher Bäckerinnungen „Germania" hat sich wiedermal gegen die Bundesratsverordnung vom 4. März 1896 ausgesprochen und gleichzeitig gegen die geplante neue Bäckerei-Verordnung folgenden lächerlichen Protest gefaßt:

„Der Verbandstag erhebt ganz entschieden Protest gegen den Entwurf der in Aussicht stehenden neuen Bäckereiverordnung, ganz besonders aber gegen den § 1, weil derselbe durch die in Aussicht genommene rückwirkende Kraft auf die bereits bestehende Bäckereibetriebe eine schwere Schädigung des Eigentums bedeutet, wodurch acht Zehntel der Bäckermeister, besonders in den Großstädten, nicht nur geschädigt, sondern zum größten Teil vollständig ruiniert würden, weil in den meisten Häusern kein Raum vorhanden ist, um zu ebener Erde eine Bäckerei anlegen zu können. Im weiteren würden die dann noch bestehenden Bäckereien so im Preise steigen, daß es wohl den Mietern und ganz besonders den nach Selbständigkeit strebenden Gesellen unmöglich sein dürfte, die Mieten und Kosten aufzubringen. Soweit der Entwurf auf Reinlichkeit hinzielt, könnte sich die Versammlung wohl damit einverstanden erklären; weil dieses auch bis jetzt in jeder ordnungsmäßig geleiteten Bäckerei als selbstverständlich gilt, muß es aber als eine Schmach für das ganze Bäckergewerbe betrachten, daß ihnen dies noch in Gestalt einer Polizeiverordnung vorgeschrieben werden soll. Die Versammlung spricht der königlichen Regierung gegenüber die Hoffnung aus, daß, falls die Verordnung erlassen werden sollte, der § 1 auf die bestehenden Bäckereibetriebe keine Anwendung finde. Sollte es trotzdem geschehen, so müssen wir uns zur Schätzung unserer Existenz und unseres Eigentums alle Rechte vorbehalten."

Es ist in Anbetracht der wiederholt festgestellten Unsauberkeiten in vielen Bäckereibetrieben durchaus verständlich, daß die Herren von polizeilichen Reinlichkeitsvorschriften nichts wissen wollen, wenn es auch nicht gerade taktisch klug genannt werden kann, daß sie offen eingestehen, die Sauberkeitsvorschriften seien nach ihren Begriffen eine größere Schmach als der Schmutz. Geradezu komisch wirkt aber die im Protest enthaltene zarte Rücksichtnahme auf die „nach Selbständigkeit strebenden Gesellen". In dem jetzigen Berliner Bäckerstreik wehren sich die Herren Bäckermeister krampfhaft dagegen, dem Verlangen der Gehilfen nach etwas mehr Selbständigkeit, nach Abschaffung des heutigen Wohnens des Gesellen beim Meister, die geringsten Zugeständnisse zu machen; in dem Protest geben sie sich dagegen als ängstlich besorgt, daß ihren Gehilfen erschwert werden könne, sich selbständig zu machen und Konkurrenzbetriebe zu eröffnen! Wenn die Herren nach Gründen suchen, ihre egoistischen Motive zu bemänteln, dann sollten sie wenigstens nicht Gründe wählen, deren Einfältigkeit sofort auch dem Dümmsten aufstößt.

Eine Zentralherberge soll jetzt endlich auch Nürnberg bekommen. Der seit 1899 bestehende Volkshausverein, dessen Aufgabe es ist, die für Errichtung eines großen Volkshauses nötigen Gelder anzusammeln, hat den der Brauerei Eberg u. Meyer in Fürth gehörigen Historischen Hof in der Neuengasse zu Nürnberg gepachtet, um dort eine Zentralherberge für alle Gewerkschaften einzurichten. Zunächst sind 60 Betten vorgesehen, die in 22 hellen, luftigen Räumen untergebracht werden. Vom Polizeisenat wurde bereits die Genehmigung zum Betrieb der Herberge erteilt; die Uebernahme erfolgt am 1. Juli, die Eröffnung wird aber wohl erst am 1. Oktober erfolgen können. Außer den Herbergsräumlichkeiten steht eine Anzahl Fremdenzimmer sowie Sitzungs- und Versammlungslokalitäten zur Verfügung. Wenn diese auch nicht ausreichen, um allen Gewerkschaften Unterkunft zu bieten, so ist doch vorläufig wenigstens die Herbergsfrage gelöst, die außerordentlich brennend ist, da in Nürnberg die Unterkunftsverhältnisse für reisende Gewerkschaftsmitglieder sehr schlechte sind. Das war auch der Grund, weshalb der Verein dieses Provisorium schaffen mußte, ehe er in der Lage ist, für die Gewerkschaften ein eigenes großes Heim zu errichten.

Sozialistenbekämpfung in Australien. Der Genosse Tom Mann, der bekanntlich vor einigen Jahren von England nach Australien auswanderte, erzählt in einem Brief an die Londoner „Justice" in humorvoller Weise, wie selbst im „Lande der „Freiheit" die Polizei bestrebt sei, die Agitation der Sozialisten möglichst zu hemmen. Tom Mann teilt mit, daß er verurteilt ist, eine Strafe von 40 Schilling zu zahlen, weil er einen Polizeibeamten beleidigt haben soll. Tom gibt allerdings zu, einen Geheimpolizisten, der ihn veranlassen wollte, ihm an einem Sonntag eine Zeitung zu verkaufen, einen „dreckigen Hund" genannt zu haben. Nach deutschen Begriffen übrigens eine sehr milde Bestrafung; in Deutschland wäre eine so drastische Charakterisierung eines Spitzels immer zu stehen kommen. Der Sonntag wird in Australien so streng puritanisch durchgeführt, daß der Verkauf und die Verbreitung von Zeitungen, Büchern usw. als „Sonntagsarbeit" bei hoher Strafe verboten ist. In den letzten sechs Wochen seien neun Genossen wegen Vergehen gegen dieses Sonntagsruhegesetz bestraft worden. Tom Man teilt übrigens noch mit, daß er der Staatskasse die 40 Schilling nicht zu wenden, sondern daß er die Strafe absitzen werde.

Aus dem Gerichtssaal.

Militärjustiz. Die volle Härte des Militärstrafgesetzbuches bekam der 22 Jahre alte Artillerist Schönfeld vom Artillerie-Regiment Nr. 28 in Pirna in Sachsen zu spüren. Er hatte sich vor dem Kriegsgericht in Dresden wegen Widersetzung und Selbstbefreiung zu verantworten. Am 25. Januar — Königs Geburtstag!! — gab es von der Batterie Freibier und es wurde dabei von manchen Soldaten des guten zu viel getan. In der fröhlichen Stimmung wurden nun auch Reservelieder angestimmt, deren Absingen den Mannschaften verboten ist. Plötzlich trat der Sergeant Wolf in die Kantine und verbot den Leuten das Singen. In dem Lärm wurde dies nicht von allen Mannschaften gehört; sie sangen weiter. Das sollte ihnen aber schlecht bekommen, denn kurzerhand wurden einige herausgegriffen und für verhaftet erklärt. Der Angeklagte Schönfeld, der sich in einem stark angetrunkenen Zustande befand, wurde einem Gefreiten zur Abführung übergeben. Der Angeklagte, der — wie er angab — gar nicht wußte, um was es sich eigentlich handelte, riß sich in seiner Trunkenheit von dem Gefreiten los; er kam aber dabei zu Fall, wurde abermals festgenommen und schließlich nach der Wache gebracht. Auf dem Wege dorthin soll sich nun Schönfeld widersetzt haben, indem er um sich schlug. Das Kriegsgericht verurteilte den aus der Haft vorgeführten Angeklagten zu sechs Monaten einer Woche Gefängnis.

„Nette" Gesellschaft. Die Strafkammer in Landau verurteilte den Weinhändler Erlewein zu drei Monaten, und dessen Sohn zu einem Monat Gefängnis wegen Entnahme von Wein zu Verkaufszwecken aus behördlich beschlagnahmten Fässern.

Ein freigesprochener Arbeitswilliger. Das Schwurgericht zu Dessau hat am Sonnabend den Arbeiter Buscholde freigesprochen, der als Arbeitswilliger am 11. Mai in Nienburg a. d. Saale gelegentlich eines Streiks bei der Nienburger Eisengießerei und Maschinenfabrik den am Streik gar nicht beteiligten Arbeiter Höppner erschoß. Das Gericht erachtete Notwehr als vorliegend; die Streikenden hatten die Arbeitswilligen bedroht und mit Steinen beworfen. (Wir kommen auf diesen sonderbaren Freispruch noch zurück.

Das Licht in der Tiefe des Weltmeeres.*)

Von Dr. Max Wolff (Bromberg).

Undurchdringliche Finsternis, eisige Kälte und eine durch keinen Laut unterbrochene Grabesstille, keine Spur einer Bewegung der Flut — kurz, eine Summe von Wesenlosigkeiten, von uns völlig unbegreifbaren, unvorstellbaren Dingen: das ist das Bild, das uns bis vor nicht zu langer Zeit die Forschung vom Zustande auf dem Boden der Ozeane entrollte. Für unbewohnbar und allem Lebendigen feind mußten in der Tat diese Tiefen gelten. Ist doch der Druck der auf ihnen lastenden Wassersäule so enorm, daß die Thermometer des „Challenger", die auf einen Druck von 3500 Kilogramm geprüft waren, in einer Tiefe von 7000 Meter zerquetscht wurden. Oder, um an die anschauliche Berechnung Wyville Thomsons zu erinnern: schon in einer Tiefe von etwa 1000 Metern lastet ein Druck, der dem Gewicht von 20 Lokomotiven gleichkommt, deren jede einen langen, mit Eisenschienen belasteten Güterzug hinter sich führt. Ein Druck, der es bewirken muß, daß die Kohlensäure in der Schwimmblase der Tiefseefische nicht als Gas, sondern als Flüssigkeit eingeschlossen ist, — wenn es zutrifft, daß die Schwimmblase dort, wie bei den Flachseebewohnern, wesentlich mit Kohlensäure gefüllt ist. Ein Druck, dessen Gewalt in den Polarmeeren ausreicht, um das Bodenwasser am Gefrieren zu hindern, indem er ganz ungewöhnliche Überkältung möglich macht. Schon in den Tropen beträgt die Grundtemperatur 0 Grad C. und weniger, in den Polarmeeren sinkt sie bis unter — 3 Grad C. Bei solchen Temperaturen würde das Seewasser gefrieren. Hierbei müßte es sich aber ausdehnen, und das verhindert mit übermächtiger Gewalt der Druck der auf dem eiskalten Bodenwasser lastenden Wassersäule.

Noch manches ließe sich anführen, um mit Zahlen und Beispielen das Ungewöhnliche der in der Tiefsee sich bietenden Bedingungen anschaulich zu machen. Allein, ich will den Leser nicht länger mit Angaben dieser Art aufhalten, — der forschende Menschengeist wird doch nie ganz den Schleier lüften, der über dem Geheimnis der Tiefe ruht, — es wird sich vor allem, so sicher wir uns auch von der, nach dem Gesagten fast unbegreiflichen Tatsache haben überzeugen können, für immer unserer biologischen Erkenntnis entziehen, wie es möglich ist, daß in diesem, scheinbar allem Lebendigen Tod und Vernichtung drohenden Inferno eine Tierwelt wunderbarster Art lebt und webt, ja ewig in der eisigen Nacht der Tiefe ein rätselhaftes Dasein fristet, oder, — was noch wunderbarer ist, — zum Teil wenigstens zum Licht der oberflächlichen Meeresschichten erst auftaucht, wenn es seine Jugendentwicklung in der Tiefsee vollendet hat. Wie merkwürdig muß sich allein der Chemismus des Stoffwechsels, Atmung und Verdauung besonders, bei dieser Tierwelt gestalten, die niemals den Experimentiertisch des Physiologen bevölkern wird! Denn in einem traurigen Zustande befördern die Netze des Zoologen die kostbare Beute aus der rätselvollen Tiefe: tot, die Gewebe zerfetzt und zerrissen, die Eingeweide zerplatzt. Die gesamte lebende Substanz des Körpers ist ja der Existenz unter jenem ungeheuren Druck angepaßt. Sobald dieser wegfällt, schaffen die in den Körperflüssigkeiten und Gewebsäften gelösten und in den Körperhöhlen eingeschlossenen Gase sich gewaltsam, explosionsartig Bahn. Wir werden also nie die Lebensbedingungen der Tiefsee künstlich vorstellen und die Vorgänge, die sich dort abspielen, direkt beobachten und analysieren können. Aber indirekt können wir, — zwar nicht das Leben der Tiefsee begreifen, denn unserer Erfahrung geht so ziemlich alles ab, was zum Vergleich herangezogen werden könnte, — doch gewisse dort unten wirkende Faktoren feststellen. Und so vermögen wir der Phantasie gute Bausteine zu bringen, daß sie daraus ein Gebäude schaffe, wie es unsere Sinne bis zu einem gewissen Grade zu begreifen vermögen.

Statt der leblosen Öde hat das Tiefseenetz uns, wie gesagt, eine Fülle wunderbarster Tierformen erschlossen. Was uns an diesen am meisten überraicht, sind die Farbenpracht, die wir an sehr vielen von ihnen bewundern können, und ihre Augen! Augen, Licht und Farbe — das sind Dinge, die nicht voneinander getrennt werden können! Also muß es in der Tiefsee auch Licht geben. Aber aus welcher Quelle fließt dort unten der leuchtende Strahl? Wie sicher meinten wir doch noch bis vor ganz kurzem zu wissen, daß dem Vordringen von leuchtenden Aetherwellen schon in Tiefen von wenigen hundert Metern eine Grenze gesetzt sei!

Direkt haben wir nur bis etwa 500 Meter Tiefe Spuren von Licht nachweisen können. Petersen versenkte im Golfe von Neapel einen besonders konstruierten photographischen Apparat, dessen außerordentlich hoch empfindliche Platte in jeder beliebigen Tiefe exponiert werden konnte. Er exponierte die Platte an einem hellen Novembertage bei Capri in einer Tiefe von 480 Metern eine halbe Stunde lang. Sie ließ beim Entwickeln eine deutliche Schwärzung erkennen. Über die Tiefe hinaus lassen sich chemisch wirksame Strahlen nicht mehr nachweisen. Damit ist aber nicht gesagt, daß darum auch allen anderen Strahlengattungen des Sonnensystems der Weg in tiefere Schichten versperrt sein müßte. Daß es so nicht sein kann, beweisen geradezu die Augen der Tiefsee-Tiere. Nicht nur, daß sie vorhanden, daß sie nicht oder doch nur bei einer relativ geringen Zahl von Arten der Verkümmerung anheimgefallen sind, gibt uns ein Recht, auf das Vorhandensein von Licht zu schließen, wir sind sogar im Stande, etwas Bestimmtes über die Qualität jenes Lichtes auszusagen. Verril hat zuerst auf die Tatsache hingewiesen, daß die Augen der Tiefsee-Krebse und -Ringelwürmer ein rotes Pigment haben. Das Pigment hat die Aufgabe, das Licht zu absorbieren. Danach müssen der Komplementärfarbe, Grün, angehörige Strahlen auf dem Meeresgrunde wirksam sein. Das Sonnenlicht soll nach Verril in jene tiefsten Gründe des Weltmeeres als ein sanfter, grüner, der Helligkeit einer Sternennacht etwa gleichkommender Schimmer dringen. Auch die, wie erwähnt, vielfach sehr lebhafte Färbung der Tiefsee-Tiere beweist das Vorhandensein eines grünen Lichtes. Hellgelb, Grün und Blau fehlen fast vollkommen. Ein recht ansehnlicher Teil der dort lebenden Fische und die meisten wirbellosen Tiefsee-Bewohner — Krebse, Ringelwürmer, Echinodermen usw. — zeigen eine intensiv purpurne, braunrote oder orangegelbe Färbung. Damit werden sie für ihre Feinde — wenn wir die mit unserem menschlichen Auge gewonnene Erfahrung auf diese übertragen dürfen — genau so unsichtbar, wie die tief sammetschwarz oder, infolge der glashellen Durchsichtigkeit ihres Körpers, gar nicht gefärbten Tiefsee-Bewohner.

Kann die grüne Dämmerung des Meeresgrundes vom Sonnenlicht herrühren, ist es möglich, daß nur die geringe Empfindlichkeit unserer Augen und photographischen Platten bisher den Nachweis von tiefer als 500 Meter eindringenden Strahlen vereitelt hat? Diese Frage läßt sich, wie ich überzeugt bin, jetzt mit einiger, wenn auch nicht mit völliger Sicherheit entscheiden.

Die Verbreitung der Pflanzenwelt beweist uns direkt, daß grünes Licht wesentlich tiefer in das Wasser eindringt, als es nach den gewöhnlichen Versuchen der Fall zu sein scheint, bei denen unser Auge als Indikator dient. Bei den Versuchen von Wolf und Luksch, die verschiedenfarbige Scheiben im adriatischen Meere versenkten und die Tiefe feststellten, bis zu der sie sichtbar blieben, ergab sich folgendes Resultat: die weiße Scheibe verschwand bei etwa 50 Mt. Tiefe, die grüne schon bei 30 Meter. Das Licht hatte jedesmal natürlich eine Wassersäule von der doppelten Höhe durchdringen müssen, — von der Wasserfläche bis zur Scheibe und von dort zurück bis zum Auge des Beobachters. Hiernach also hätten die grünen Strahlen, die unser Auge wahrnimmt, nur eine Tiefe von 60 Metern erreicht. Grünes Licht dringt aber ganz sicher in Wirklichkeit viel tiefer. Das geht, wie gesagt, aus der vertikalen Verbreitung der Pflanzenwelt hervor. Nur an der Oberfläche und in den obersten Wasserschichten gibt es grüne und braune Algen. Durch die Untersuchungen des Berliner Physiologen W. Engelmann kennen wir die Ursache, die einer Ausbreitung dieser Pflanzenwelt in größere Tiefen unüberwindliche Schranken entgegenstellt. Das assimilierende Pigment jener Siphoneen und Fucaceen wird am lebhaftesten durch die roten und blauen Strahlen erregt, da es nur das komplementär gefärbte Licht ausgiebig absorbieren kann. Aus der Verbreitung der grünen und Braun-Algen erkennen wir daher, wie tief rotes und blaues Licht in jener Intensität vordringt, die zum Betrieb des chemischen Lebenslaboratoriums der Phäophyceen- und Syphoneenzellen gerade noch ausreicht.

Und es zeigt sich, daß die Pflanze hier ein empfindlicherer Indikator, als unser Auge ist, für das die roten und blauen Strahlen weit schneller im Meereswasser verschwinden. Aber nun weiter! Wie steht es mit den grünen Strahlen? Mit zunehmender Tiefe, von dort ab, wo der Existenz der Algen-Familien, von denen eben die Rede war, eine Grenze gesetzt ist, tritt eine eigenartige Flora auf, deren magische Pracht noch jedes Auge entzückt hat, das ihre wunderbar schön geformten und gefärbten Geschöpfe schauen durfte. Es sind die herrlichen Florideen, deren purpurne und rötlichvioletten Geäste den tieferen Meeresgrund bedecken. Das Rhodophyll, ihr assimilierender Farbstoff, ist auf grünes

*) Aus der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift."

Licht abgestimmt! Und bringt bis zu den letzten Florideengründen, das ist etwa bis zu 200 Meter, das grüne Strahlensystem des Sonnenlichtes, dann dürfen wir freilich nicht allzuviel auf das Urteil unseres sonst getreuesten Mitarbeiters, des Auges, geben, das nur bis zu 60 Meter etwa grünes Licht zu erkennen vermochte. Die Florideen mit ihren so auffallend auf Grün korrigierten Pigmenten nötigen uns, in der Purpurfärbung vieler Tiefseebewohner, von der wir vorhin sprachen, mehr als etwas Zufälliges, Bedeutungsloses zu sehen. Ja, je mehr wir versuchen, uns ein Bild von dem bizarren, ungeheuerlichen Treiben auf dem Grunde der Ozeane zu machen, desto mehr drängt sich uns die Überzeugung auf, daß dort — mindestens für das Auge seiner abenteuerlichen Bewohner, das ja sicher anders sieht, eine andere Empfindlichkeit besitzt, als das unsere — ein schwaches, gleichsam matt phosphoreszierendes grünes Dämmerlicht herrschen muß.

Wohl ist eine Grabesstille in der dämmernden Tiefe, eine atemlose Stille, — aber es nicht die Stille eines Friedens, nein, die eines atemlosen, entsetzlichen Vernichtungskampfes aller gegen alle. Eine maßlose Mordgier scheint einzig und allein die Gestalt jener ungeheuerlich gearteten Tiefseefische geprägt zu haben, die von den Netzen des „Challenger" und der „Valdivia" erbeutet wurden. Lebenden Trichtern oder Reusen gleich, das ganze Tier ein gräßlicher, zähnestarrender Rachen, vernichten sie alles, was ihnen auf ihrem ziellosen Wanderzuge in den Weg kommt. Da rettet vor der Vernichtung nur eine schlitzende Tarnkappe, und die ist in der roten Färbung gegeben. Die vielen, sammetschwarz gefärbten Tiefseefische sind natürlich in dem jedenfalls sehr matten Dämmerlicht fast ganz unsichtbar, — ebenso sind es aber die, deren Farbe zu grün komplementär ist, denn das sie treffende Licht wird restlos verschluckt, sie erscheinen also auch als schwarz. Wäre überhaupt kein Licht in jener Tiefe, müßten entweder ausgesprochene, klare Färbungen ganz fehlen, wie es bei den Höhlenbewohnern tatsächlich der Fall ist, oder es müßten alle möglichen Farben vorkommen. Beides bestätigt sich nicht, sondern es ist gewiß, daß der Kampf ums Dasein Färbungen gezüchtet hat, die nur Sinn haben, wenn ein, zwar für unser Auge wohl kaum noch wahrnehmbares Licht den Meeresgrund erreicht: völlige Durchsichtigkeit, Sammetschwärze, Purpur und Rotbraun.

Also fragt es sich nur noch, ob das grüne Licht der Tiefsee nicht zum Teil wenigstens einer anderen Quelle als der Sonne entstammen könnte. Daß es überhaupt nicht von der Sonne stammt, dürfen wir kaum noch behaupten, nachdem wir sahen, wie ungleich uns photographische Platte, Pflanzenzelle und Auge über diese Frage unterrichten. Aber die Tiefsee hat wirklich noch ihr eigenes Licht und keine Phantasie mag wohl mit ihrem kühnsten Fluge die Wunder der märchenhaften Wirklichkeit dort unten erreichen. Die Tierwelt, die mit ihrem Leuchten in stillen Nächten, besonders in den Tropen, die Wasserfläche in ein flüssiges Feuermeer verwandelt, — sie ist nur ein Gruß, ist nur abgesandt von dem verzauberten Volk der Tiefe. Da sind Seesterne, Anneliden, Salpen und Tintenfische, über und über mit grün phosphoreszierenden und aufblitzenden Funken besät, oder von smaragdenen Lichtschauern überrieselt. Da sind Fische, die, gleich den Ozeandampfern auf dem nächtlichen Meer, mit langen Reihen von Lichtpunkten besetzt, deren Augen mit wahren Scheinwerfern ausgestattet sind. Da sind unter ihnen lauernde Ungeheuer, die, im Schlamm vergraben, lange, leuchtende Fäden bewegen, um die ahnungslose Beute in die Nähe des ewig unersättlichen Rachens zu locken. Da ist noch die ganze Welt mikroskopischer Wesen, — kurz, wer sie sehen könnte, die Tiefe mit ihrem magischen Licht, der müßte meinen, in ein smaragdenes Märchenschloß voller grausig-schöner Wunder verzaubert zu sein.

Aus Nah und Fern.

Großfeuer in Einbeck. Ein großes Schadenfeuer wütete in Einbeck Freitag nachmittag in dem nahe dem Bahnhof gelegenen Dueckerschen Dampfsägewerke. Nebst Wohnhaus sind die großen Holzlager vollständig eingeäschert. Auch das Postamt wurde teilweise zerstört und der Verkehr unterbrochen. Die Postsachen wurden gerettet. Die Entstehungsursache ist unbekannt.

Schiffsunfälle auf der Oberelbe. In Wallwitzhafen bei Dessau rannte ein Elbdampfer einen Kahn um. Drei Schiffer stürzten in die Elbe, einer ist ertrunken.

Bergmannstod. In dem Marie Antonie-Schacht zu Randnig versagte die Bremsvorrichtnng der Förderschale. Diese stieß auf den Boden schwer auf und sechs Bergleute wurden schwer verletzt, zwei davon tödlich.

Begnadigt. Der wegen Ermordung des Schlossers Danisch vom Dessauer Schwurgericht im Februar zum Tode verurteilte Arbeiter Galbisch wurde vom Herzog zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt. Der Prozeß hatte seinerzeit, weil der Mord aus politischen Motiven geschehen sein sollte, großes Aufsehen erregt.

Autoraserei. Ein von Düsseldorf kommendes Automobil ist an der Kurve bei Eisenbahn-übergang Oberkassel-Niederdollendorf verunglückt. Von den zehn Insassen, die größtenteils Düsseldorfer Ulanen-Offiziere waren, erlitten die meisten schwere Quetschungen, so daß sie sofort teils nach Bonn, teils nach Königswinter in ärztliche Behandlung geschafft werden mußten. Auch einige Damen wurden schwerverletzt vom Platze getragen. — In einem anderen Falle wurde in Beuel bei Bonn ein schweres Auto-Unglück durch die Geistesgegenwart eines Bahnwärters verhütet, der schleunigst die geschlossene Schranke öffnete, als in wildem Tempo ein gleichfalls mit Offizieren besetztes Auto heranraste.

Der Leiter der Zeißwerke in Jena, Prof. Czapski, ist gestorben.

Banknotenfälscher? Infolge eines Antrages der Staatsanwaltschaft zu Duisburg wurde ein Nürnberger Einwohner verhaftet, der falsche holländische Banknoten angefertigt hatte.

Gewitter und Hagelschlag richtete im Elsaß großen Schaden an. Ein Weinbauer wurde auf der Landstraße vom Blitz erschlagen.

Wahn oder Wollust? In Letmathe wurde die sechzigjährige Witwe des Schlossers Braukhage, als sie aus der Wohnung trat, von einem Manne angefallen, der ihr einen mit Lysol getränkten Lappen in den Mund drückte und mit einem Messer den Bauch aufschlitzte. Der Täter ist flüchtig. Man vermutet, daß es sich um die Tat eines Geistesgestörten handelt.

Noch gut abgegangen. In dem Prochorowsky-Bergwerk (Rußland) brach um Mitternacht Feuer aus, das einen Schacht, in dem 27 Bergleute arbeiteten, in Flammen setzte. Die angehäuften Gase führten eine Explosion herbei, und der Rauch drang in die benachbarte Grube, in der etwa 100 Bergleute arbeiteten. Alle Bergleute bis auf einen, der nicht aufgefunden ist, konnten gerettet werden. In der Hauptgrube ist die Arbeit wieder aufgenommen worden. Der Schaden ist sehr beträchtlich.

Ein Revolver-Attentat verübte in Ratenow der Zimmermann Karl Beyer auf einen Bewohner seines Hauses, den Tischler Friedrich Baltruweit, und hat demselben durch zwei Revolverschüsse in die Brust lebensgefährliche Verletzungen beigebracht. Der Arbeiter Hermann Belling wurde durch einen Schuß in die Brust schwer verletzt. Beyer wurde verhaftet.

Verzweifelte Sklaven. Wolffs Bureau meldet aus Peine: Wegen der von dem Gutsbesitzer Leßmann in Oberg bei Peine am vergangenen Montag vorgenommenen Entlassung einer Anzahl polnischer Arbeiter machte sich unter den auf dem Gute verbleibenden polnischen Arbeitern große Unzufriedenheit bemerkbar, die Ende der Woche ihren Höhepunkt erreichte. Leßmann wurde von den Arbeitern, etwa 40, mit Heugabeln usw. tätlich angegriffen und mußte flüchten. Die herbeigerufene Gendarmerie war gezwungen, mit blanker Waffe gegen die Aufrührer vorzugehen; sie nahm vier Verhaftungen vor. Nach dem Abziehen der Gendarmerie gingen die Polen wieder vor und umlagerten das Haus Leßmanns, den sie in ihre Hände zu bekommen versuchten. Die wiederum herbeigerufene Gendarmerie schritt ein und wurde dann von den polnischen Arbeitern bis Peine wütend verfolgt. Dort sammelten sich die Polen vor dem Amtsgericht und versuchten die Gefangenen zu befreien. Die Schutzmannschaft und die Gendarmerie konnten nur mit der blanken Waffe die Polen zum Auseinandergehen zwingen. -- Wahrscheinlich handelt es sich nicht um eine einfache Entlassung polnischer Arbeiter, sondern der Gutsbesitzer wird die den polnischen Arbeitssklaven gemachten Versprechungen nicht gehalten haben.

Traktätchen im Eisenbahnwagen. Aus Berlin wird geschrieben: Wer an einem Sonntag mit einem Vorortzug ins Freie hinausfährt, der kann in den Wagenabteilen mancherlei Traktätchen umherliegen sehen. Sie sind dazu bestimmt, Sonntagslektüre für jene gottvergessenen Menschen zu sein, die die Kirche dem Pastor überlassen und ihren Sonntag lieber in Feld und Wald zubringen. Wenn wir nach unseren eigenen Beobachtungen urteilen dürfen, so möchten wir annehmen, daß der Erfolg dieser Traktätchen-Propaganda ungefähr gleich Null ist. Wir haben bisher nicht gefunden, daß die Ausflügler den umherliegenden Ttaktätchen viel Beachtung schenken. Der eine oder der andere nimmt wohl mal so ein Blatt in die Hand, aber fast jeder legt es schon nach wenigen Augenblicken lächelnd wieder weg oder wirft es enttäuscht zum Fenster hinaus. Um sich Beachtung zu erzwingen, greifen die Traktätchenschreiber oft zu den sonderbarsten Mitteln. Ein Traktätchen dieser Art, das in einem Eisenbahnwagen als Sonntagslektüre für Ausflügler ausgelegt worden war, trägt den Titel: „Für Alle." Die Nummer 24 vom 16. Juni 1907 zeigt ein Gruppenbild von sechs Hereros, die mit dicken Eisenketten aneinandergefesselt sind. Das Bild ist offensichtlich nach einer Photographie angefertigt worden. „Seufzende Gefangene" lautet der Titel des Artikels, dem dieses Bild, das fast die ganze erste Seite des Traktätchens einnimmt, als Illustration dienen soll. So etwas wirkt natürlich sensationell. Der fromme Verfasser des erbaulichen Artikels bezeichnet die gefesselten als „Verbrecher, die nichts anderes als den Tod verdient haben". Es scheint ihm eine gewisse Befriedigung zu gewähren, daß es „für sie keine Begnadigung mehr gibt." Er widmet indes diesen „seufzenden Gefangenen" nur die ersten acht Zeilen seines Artikels. Sie sind ihm lediglich ein Vorwand, hinüberzuleiten zu den „Millionen" anderer Menschen, die gleichfalls als „Gefangene" zu betrachten seien, gleichfalls „dem Tode verfallen" seien. „Satans Gefangene" sind es, die der Traktätchen-Schreiber meint. Er jammert, daß die meisten dieser Gefangenen nicht einmal „seufzen", sondern sogar noch lachen, scherzen, singen, sich vergnügen und sich zerstreuen." Den Personen, die die Verbreitung der Traktätchen besorgen, wird von der Eisenbahnverwaltung keinerlei Erschwerung ihres Gewerbes bereitet. Am Ende kann man mit dieser Toleranz nur einverstanden sein. Würde aber solches Entgegenkommen auch anderen Leuten gewährt werden, die zufällig nicht Traktätchen, sondern sozialdemokratische Flugblätter unter den Eisenbahnreisenden verbreiten wollten? Wir glauben: nein! Wer mal das Experiment machen und auf der Eisenbahn es mit einer Flugblatt-Propaganda für die Sozialdemokratie versuchen wollte, der würde wahrscheinlich sehr bald „auf den Trab" gebracht werden.

Das Schicksal eines 84 Jahre alten Hirten. Sonntag nachmittag spießte der wildgewordene Bulle des Besitzers Malk in Gneist (Ostpreußen) auf dem Felde den 84 Jahre alten Hirt Jost mit den Hörnern auf und schlitzte ihm dabei den Leib der ganzen Länge nach auf. Hierbei wurden dem bedauernswerten Mann die sämtlichen Eingeweide in furchtbarer Weise zerfetzt. Trotz dieser Verletzungen lebte der Hirt noch etwa zwei Stunden und starb alsdann unter gräßlichen Schmerzen.

Teure Zacke. Ein großes rheinisches Blatt enthält folgendes Inserat:

„Aristokraten, Großindustriellen (oder Sohn), der auf Nobilitierung Wert legt, ist Gelegenheit geboten, durch Beteiligung mit 700 000 Mk. an Gründung einer nationalliberalen Zeitung in deutschem Bundesstaate, der selbst mit 300 000 Mk. beteiligt, den Freiherrntitel zu erwerben. Ernstliche Reflektanten erfahren Näheres usw.

100 000 Mk. für die Zacke ist etwas viel; aber vielleicht findet sich doch als Geldgeber ein adelssüchtiger Tropf, der in der Wahl seiner Eltern besonders vorsichtig gewesen ist, oder verstanden hat, aus seinen Arbeitern hohen Entbehrungslohn herauszupumpen.

Im Wahn? Im Walde bei Ranna im oberen Pegnitztal, wo gegenwärtig eine neue Wasserleitung für die Stadt Nürnberg angelegt wird, sind drei Schulmädchen von einem mit einem Beil bewaffneten Arbeiter überfallen worden. Die zehnjährige Tochter eines Arbeiters fand man im Walde erschlagen vor, während die beiden anderen Mädchen, die leichte Verletzungen erlitten, sich durch die Flucht retten konnten.

Einen boshaften Witz von Mark Twain, der jetzt in London lebhaft gefeiert wird, erzählt der Cri de Paris": Der Humorist weilte in New-York als Gast im Kreise amerikanischer Großindustrieller. Fast alle Trustmagnaten waren zugegen. Mark Twain war trefflich in Stimmung, und die ganze Gesellschaft schüttelte sich vor Lachen über die lustigen Einfälle des greisen Witzboldes. Ein Petroleumfürst saß dem Dichter gegenüber und lachte Tränen. Er erhebt sich dann einen Augenblick, um sein Taschentuch hervorzuholen, und meint dabei: „Es ist doch komisch, den fidelsten Menschen so ernst reden zu hören." „Oho," entgegnete Mark Twain, „es gibt noch etwas viel Komischeres." „Nun, was denn?" „Wenn man sieht, wie ein Petroleumkönig seine Hand in die eigene Tasche steckt!"

Tragödie in einem Seebade. In dem Badeorte Blackpool spielte sich, wie aus London geschrieben wird, am Dienstag nachmittag eine Tragödie ab. Eine junge, 22jährige Dame wurde, als sie vom Strande aus eine Photographie der hochgehenden See machen wollte, von einer plötzlich aufsteigenden Welle gepackt und in die See gerissen. Ihr Bruder und ihr Bräutigam sprangen ihr sofort nach. Trotzdem es dem letzteren gelang, seine Braut einige Zeit über Wasser zu halten, scheiterten alle vom Lande aus gemachten Rettungsversuche, und die Unglücklichen wurden alle drei von den Wogen verschlungen.

Gerücht von einer französischen Marinekatastrophe. In Toulon geht das Gerücht, daß Sonnabend nachmittag auf hoher See vor Korsika oder Algerien zwischen einem Kreuzer und einem Torpedobootzerstörer ein Zusammenstoß erfolgt sei. Wie die Zeitungen aus Toulon melden, soll es sich bei dem Zusammenstoß um den Panzerkreuzer „Jauregulberry" und den Torpedobootszerstörer „Pertuisane" handeln. Man spricht von 50 Opfern. Im Marineministerium hatte man um 2 Uhr früh noch keine Bestätigung der Nachricht. Dem „Petit Journal" zufolge soll der Torpedobootszerstörer „Dard" vom „Jauregulberry" in den Grund gebohrt worden sein. Auf der Marinepräfektur in Toulon habe man um 6 Uhr abends noch nichts gewußt. Der Marineminister erhielt ein Telegramm von dem Admiral Touchard, daß sich keinerlei Ereignisse zugetragen hätten, welche den Vorwand zu dem Gerücht von einem neuerlichen Zusammenstoß bei dem Geschwader hätten geben können. Die Marinebehörde von Ajaccio erklärte, von dem Zusammenstoß eines Panzerkreuzers und eines Torpedobootszerstörers nichts zu wissen. Die Flotte liege vollständig im Hafen.

Handels- und Marktnachrichten.

Lübecker Marktpreise vom 29. Juni.

Bauern-Butter Pfd. 1,05—1,10 Mk., Meierei-Butter Pfd. — 1,20 Mk., Hasen —,— Mk., Enten — 3,25 Mk., Hühner 1,60—2,00 Mk., Küken Stck. 1 Mk., Tauben Stck. 0,55 bis 0,60 Mk., Gänse Pfd. — Mk., Flickgans —,— Mk., Schweinskopf Pfd. 0,45 Mk., Schinken Pfd. 0,95—1,05 Mk., Wurst Pfd. 1.25—1,30 Mk., Eier 9 Stck. 60 Pfg., Karpfen Pfd. — Mk., Geräuch. Lachs Pfd. 1,00—2,00 Mk., Karautschen Pfd. 80 Pfg., Hechte Pfd. 70 Pfg., Barsche Pfd. 70 Pfg., Aal Pfd. 0,90 Mk., Heringe 2 10 Pfg., Dorsche wenig, Brachsen Pfd. — Pfg., Gemüse genügend, Blumenkohl, d. Kopf 0,30—0,40 Mk., Aepfel, verschiedene pr. 100 Pfd. — — Mk., Pflaumen, pr. 100 Pfd. — — Mk., Kirschen Pfd. 35 Pfg., Zwiebeln, hiesige, 100 Pfd. — Mk., Gurken 100 Pfd. — Mk., Kartoffeln, beste, 100 Pfd. — Mk., Kohl, 100 Pfd. — Mk., Süßwasserfische genügend. Kartoffeln pr. 10 Liter 70—80 Pfd.

Getreidepreise.

Lübeck, 29. Juni.

Weizen, 127—132 Pfd. holl. 201—206 Mk. **Roggen** 118—123 Pfd. holl. 200—205 Mk. **Hafer** nach Qualität 190—198 Mk., hochfein über Notiz. **Gerste,** nach Qualität 170—178 per 1000 Kilo.

Sternschanz-Viehmarkt

29. Juni.

Der Schweinehandel verlief flauer.

Zugeführt wurden 2860 Stück, davon vom Norden — Stück, vom Süden — Stück. Preis: Versandschweine schwere 54—55 Mk., leichte 55—56 Mk. Sauen 47—52 Mk. und Ferkel 50—54 Mk. pro 100 Pfund.

Literarisches.

„Von der Neuen Zeit" (Stuttgart, Paul Singer) ist soeben das 39. Heft des 25. Jahrgangs erschienen. Aus dem Inhalt des Heftes heben wir hervor: Alter und neuer Despotismus. Von Karl Emil. — Giuseppe Garibaldi. Zur hundertsten Widerkehr seines Geburtstags. Von Wilhelm Blos. — Der Internationale Kongreß und die Einigkeit der englischen sozialistischen Partei. Von J. B. Askew. — Statistische Nachklänge zu den Reichstagswahlen. Von Akademikus. (Schluß.) — Literarische Rundschau: Fr. Atger, La crise viticole et la viticulture méridionale (1900—1907). Von P. Groß-Montpellier. — Dr. Alfred Bosenick, Der Steinkohlenbergbau und das Gesetz des abnehmenden Ertrags. Von Julmann. — Otto Rühle, Die Aufklärung der Kinder über geschlechtliche Dinge. Von h. sch. — Der Alkoholismus, seine Wirkungen und seine Bekämpfung. Von M. H. — Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich. Neueste vollständige Gewerbeordnung usw. nebst dem Reichs-Fleischbeschaugesetz. Von Dr. Siegfrieda. — Dr. Friedrich Leiter, Die Verteilung des Einkommens in Österreich. Von E. Lenz. Die „Neue Zeit" erscheint wöchentlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen, Postanstalten und Kolporteure zum Preise von Mk. 3,25 pro Quartal zu beziehen; jedoch kann dieselbe bei der Post nur pro Quartal abonniert werden. Das einzelne Heft kostet 25 Pfennig. Probenummern stehen jederzeit zur Verfügung.

Monistische Gesetze der großen Revolution unseres Jahrhunderts von C. H. de Méray. Im Rahmen einer „Zeitschrift für Zukunftsentwickelung" beginnt der Verfasser mit dem soeben erschienenen ersten und zweiten Heft die Veröffentlichung von „Monistischen Gesetzen" der Entwicklung unseres heutigen sozialen Lebens. In einem streng naturwissenschaftlichen Aufbau führt de Méray den Beweis, daß unsere heutige Zivilisation ebenso zugrunde gehen wird, wie die vorhergegangenen erloschen sind, nachdem sie eine gewisse sich auf 2—3000 Jahre erstreckende Lebensdauer erreicht hatten. Es folgt die Beweisführung dafür, daß unser Zivilisationskörper, dessen Leben mit der hellenisch-römischen Kultur begann, aus ganz bestimmten notwendigen Ursachen aus dem Mittelalter eine überaus schwere Krankheit durchmachte. „Christentum ist eine physiologische Krankheit unseres Zivilisationskörpers" lautet der Satz, der aus den Untersuchungen des Verfassers resultiert und welcher gewiß den Kern eines neuen heftigen Kampfes zwischen dem Monismus und seinen Anfechtern bilden wird.

Von der illustrierten Wochenschrift „In Freien Stunden", die im Verlage der Buchhandlung Vorwärts, Berlin, in wöchentlichen Heften a 10 Pfg. — 12 Heller — 15 Centimes — erscheint, liegt nunmehr der 1. Band des Jahrgangs 1907 gebunden vor. Aus dem Inhalt erwähnen wir: „Rebellen", Erzählung von E. Tschirikow, „Der Glöckner von Notre Dame", historischer Roman von Victor Hugo, „St. Peters Regenschirm", Erzählung von K. Mikszath. Daneben bringt ein kleines Feuilleton unterhaltende und belehrende Notizen mannigfacher Art. Geschmackvolle und künstlerische Illustrationen des Malers J. Damberger in München machen den vorliegenden Band, der in gediegenem, haltbaren Einband gebunden ist, zu Geschenkzwecken sehr geeignet. In Leinen gebunden kostet derselbe 3,50 Mk., in Halbfranz 4 Mk. Wir empfehlen den Band jedem Liebhaber guter Unterhaltungsliteratur, sowie allen Bibliotheken angelegentlichst zur Anschaffung. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie Kolporteure entgegen.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer u. Co.
Sämtlich in Lübeck.

Drucksachen jeder Art für **Vereine, Handwerker und Gewerbetreibende** werden sauber und pünktlich ausgeführt in der **Buchdruckerei des Lübecker Volksbote".**